H. Ref.
306h

H. ref. i 306 h
Redepenning, E. R.

Vorschläge und leitende Gedanken

zu

einer Kirchenordnung

für

das protestantische Deutschland

auf Grundlage der Geschichte und der Zustände der Gegenwart.

An

Mitglieder der bevorstehenden evangelischen Synoden, vornehmlich die Laien unter ihnen, und Alle, die in den Fragen

über

Lehre, Verfassung und Gottesdienst unserer Kirche

Verständigung

in Liebe suchen.

Von

Ernst Rud. Redepenning,

Doctor und ordentlichem Professor der Theologie zu Göttingen.

Ihr seid allzumal Einer in Christo Jesu.

Paulus, an die Galater.

Göttingen,

im Verlage der Dieterichschen Buchhandlung.

1848.

BIBLIOTHECA REGIA

36. B.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Ein neuer Zeitraum für die Entwicklung unserer deutschen evangelischen Kirche und, wie es den Anschein gewonnen hat, der gesammten Kirche unseres Abendlandes, hat vor wenigem, unter den großen Ereignissen, welche gegenwärtig das europäische Festland erschüttern, begonnen. Nicht ohne Vorbereitungen, aber auf einmal, wie alle höheren Lebensgestaltungen, wenn sie in das Dasein treten, ist diese neue Zeit geworden, und mit Verwunderung erblicken wir den mächtigen Umschwung, welchen unser evangelisches Kirchenthum, nicht ohne einflußreichen Antheil an der tief eingreifenden Bewegung, von dieser zurückempfangen hat.

Aus der engen und ursprünglich wirklich auch innigen Verbindung, in welche die lutherische Reformation die beiden größten in der Menschheit vorhandenen Mächte, Staat und Kirche, mit einander stellte, sieht sich diese jetzt herausgerissen, nachdem nach und nach die Vereinigung erst lockerer geworden, und darauf bei einer großen Zahl, vielleicht der Mehrzahl der Angehörigen des Staats, ein wirklicher innerlicher Bruch mit derjenigen Auffassung unseres christlichen Glaubens, welche unsere Väter noch vor hundert Jahren voll befriedigte, oder wohl gar mit jenem Glauben selber, erfolgt war. Die deutschen lutherischen Landeskirchen, die Mitte haltend zwischen den eigentlichen Staatskirchen, der schwedischen und englischen, deren oberste geistliche Würdenträger Sitz und Stimme in den Parlamenten haben, während diese, gesetzlich oder doch thatsächlich, zugleich die obersten kirchlichen Behörden sind, und zwischen den Einrichtungen der Reformirten, bei denen es von Anfang an auf eine durchgängige Sonderung des Staatlichen und Kirchlichen abgesehen war, erstrebten eine innerliche Einigung dieses Zwiefachen. Es sollten alle Familien innerhalb der einzelnen örtlichen Gemeinwesen, und wieder die Gesammtheit dieser, mit einander, durch den Geist des christlichen Glaubens, christ-

licher Zucht und Liebe innerlich verbunden, ein großes christliches Ganze, einen christlichen Staat, unter Mitwirkung der Häupter jener kleineren Kreise beim kirchlichen Regieren, und in Unterordnung unter das Oberhaupt des Staates, bilden. Dieser christliche Staat, nach lutherischen Begriffen, ist nicht mehr, und manche Wohlgesinnte schmerzt dies tief; sie möchten Trauerkleider anlegen darüber, sie beklagen es laut öffentlich, und noch lauter für sich ins geheim. So schwer trennen sie sich von der gewohnten, lieben Ordnung; und wie könnten denn auch wir alle je scheiden von der Hoffnung, noch unter ganzen Völkerstämmen das, was uns Christus gebracht hat, seine Wahrheit, seine Liebe, seinen Sinn, dieses Höchste in der Menschheit, zur obersten, ja zur alleinherrschenden Macht sich erheben zu sehen: so, daß wirklich eine nur vom Geiste des Christenthums geleitete Gesetzgebung und eine in allem christliche Zucht und Sitte in diesen Staaten anzutreffen wäre. Der christliche Staat in diesem Sinne ist ein Gedanke, von welchem kein Christ lassen kann, wenn er ein Herz hat für die Menschheit, und Glauben an die Segenskraft der Wahrheit, wie an ihre Siege. Die Reiche der Welt, sie sollen noch alle unserm Gott, und die Gewalt seinem Gesalbten zufallen; das Christenthum gleicht einem Sauerteige, der unter das Mehl gemengt ward, und der es ganz durchsäuern kann.

Inzwischen konnte die Christlichkeit der Völker so wenig je durch Zwang herbeigeführt, oder aufrecht erhalten werden, so wenig der Staat desselben für die Sicherung seines Rechts und seiner Ordnungen entbehren kann. Staat und Kirche sind doch nur auf der einen Seite, wechselseitig sich ergänzend, ungetrennt und unzertrennlich. Sie sind einander unentbehrlich, sofern kein Staat seine höchsten Aufgaben ohne die Hülfe der Religion zu lösen im Stande ist, und ebenso Gemeinschaft in den Dingen des Glaubens, so lange die Gläubigen nur unvollkommene Menschen sind, nicht alle frei von groben Ungerechtigkeiten, deren sie auch wohl wider einander schuldig werden, nur auf der Grundlage geordneter Rechtszustände sich befestigen, und nur unter einem starken Rechtsschutze in wahrer Freiheit, wie in fester Ordnung, sich fortentwickeln kann. „Wenn die religiösen Überzeugungen im Geiste des Menschen mit dem allgemeinen Fortschritte der Ideen, und die Freiheit der Vernunft mit der Festigkeit des Glaubens sich vereinigen, dann können sich die Völker den kühnsten Staatsformen anvertrauen; denn die religiösen

Überzeugungen leisten für die gute Leitung der menschlichen Angelegenheiten eine unschätzbare Hülfe. Um seine Aufgabe in dieser Welt wohl zu erfüllen, muß der Mensch von der Höhe aus sie betrachten; steht seine Seele nur in gleicher Linie mit seiner That, so fällt er bald herunter, und wird unfähig, sie würdig zu vollführen *)." Wollte daher der Staat es verweigern, sein Schirmrecht und seine Aufsicht zu erstrecken auf die Glaubensgemeinschaften in seiner Mitte, so müßte man sagen, er habe eine für ihn wirksamere Unterstützung, als selbst Wissenschaft und Schule ihm gewähren, aufs Spiel gesetzt; wenn hingegen irgend eine Kirche seiner Aufsicht, seiner Beihülfe sich entziehen wollte, in dem hierarchischen Gelüsten, sich zu einem Staat im Staate zu gestalten, vielleicht auch um andere Confessionen ungerecht zu unterdrücken, so würde ihr rasches inneres Verderbniß die Strafe dieser Übergriffe sein. Staat und Kirche gehören wirklich zu und in einander: die Kirche kann nur in einem geordneten Staate sein, und wehe dem Staate, dessen Angehörige kein anderes Bürgerrecht, keine andere Heimath haben, als nur hienieden in dem irdischen Vaterlande. Aber auf der andern Seite schließen beide, Staat und Kirche, allerdings einander aus. Durch ihre Zwecke und ihre Mittel unterscheiden sie sich von einander. Der Staat handhabt die strenge richterliche Gerechtigkeit, in der Kirche ist die Liebe alles; und während der Staat Gewalt anwendet, wo er muß, gestattet die wahre Kirche innerhalb des ihr eigenen Gebietes keinen Zwang: der Glaube, wie die Liebe, muß vollkommen frei sein, und nicht einmal den leisen Zwang vertragen sie, welchen staatliche Vortheile, oder deren Verweigerung, diese Ursache so vieler Heuchelei und leeren Scheines, des geraden Gegentheiles ächter Christlichkeit, unbemerkt auf schwächere Gemüther üben. Nur frei kann jeder einzelne der Kirche Christi angehören, und nur frei, wenn Verlockungen und Drohen, wenn Verluste, wie Sold, womit die Machthaber der Erde ihre Diener strafen, oder ihnen lohnen, fern gehalten werden, wahrhaft zunehmen an Liebe, Glauben und allem, was innerlich reich und selig macht. Die Kirche selber übt keinerlei äußere Gewalt aus: nur wer ihr Unrecht zufügt, ihre Ordnungen muthwillig stört, gegen den ruft sie die Hülfe des Staates an, und

*) Guizot's historisch publicistische Schriften, im Washington.

gegen den mag wohl die öffentliche Strafgerechtigkeit Gewalt anwenden, wenn es nöthig ist.

Eine Unvereinbarkeit der Grundsätze des Christenthums und des Staates giebt es nicht. Diese Meinung beruht lediglich auf oberflächlicher Auffassung beider, namentlich auf einem roh buchstäblichen Verständnisse gewisser Schriftworte. So ist zum Beispiel ein lediglich leidendes, widerstandsloses Erdulden aller Kränkungen wirklich nicht geboten von dem, welcher, als ihm der Knecht des Oberpriesters einen Backenstreich gab, nicht auch die andere Wange darbot, sondern so fest und ernst, als sanftmüthig und voll Demuth, den Schuldigen zurechtwies und abhielt von weiterer Versündigung, durch das mahnende, liebreiche Wort: habe ich Recht gethan, was schlägst du mich? habe ich aber Unrecht, so beweise es. Nur die Gesinnung, mit welcher wir auf den, der uns Übles zufügt, blicken sollen, bezeichnet Christus durch jenen Sinnspruch; und eben die durch diesen uns gebotene Gesinnung, wie Christus sie hatte, als er dort dem zweiten Schlage sich entzog, kann gar wohl, und soll diejenige sein, in welcher die Diener des Staates und alle seine Angehörigen zur Abwehr der Verletzung ihres Rechtes sich erheben. So ist es mit allem in Christi heiliger Lehre, was man, weise ehe man gelernt hatte, unvereinbar mit dem Heile der Staaten finden wollte. Wie könnte denn auch irgend ein Widerspruch bestehen zwischen dem Erhabenen, der alles Hochmenschliche in wirklicher Vollendung trug in seinem Geiste, und zwischen den höchsten Aufgaben und Leistungen des menschlichen Geschlechts? Sein Reich ist nicht von dieser Welt, aber es ist in allem wohl vereinbar mit den Reichen dieser Welt, und zwar mit jeder Form irdischer Reiche, mit den schlechtesten Verfassungen der Staaten, wie mit der besten, sofern es jede derselben, die ihm Raum zur Herberge verstattet nach und nach durchdringt mit seinem guten, heiligen Geiste. Nur wird es nie mit irgend einer unter ihnen ganz zusammenfallen, bevor am letzten Ziele des Weltlaufs der eine große Gottesstaat, wo Gott in allen alles ist, sichtbar, obwohl nicht für leibliche Augen, in seiner Vollendung erscheinen wird. Das Vollkommene wird von dem ewigen Gott allein dem Jenseits aufbehalten. Nur dort wird auch die Kirche Christi vollkommen, und für sie keine Beaufsichtigung durch eine ihr fremde Macht erforderlich, kein Rechtsschutz für sie nöthig, sondern die

ganze Welt der Geister nur Ein Staat, Einem Willen, dem Willen Gottes, unterthan, und im mangellosen Vollbringen dieses Willens vollkommen eins sein unter Gott. Für die Zeit unsers Werdens hienieden sind und bleiben Staat und Kirche zweierlei, als die beiden uns von Gott gesetzten Mächte, jene Verwirklichung des Gottesreiches herbeizuführen. Die Vereinigung beider Gewalten, der weltlichen und geistlichen, in Einer Menschenhand, Kirchenstaaten und Staatskirchen, Papstthum, Chalifat, Cäsareopapie sind große Übel: die Erfahrung weis't es aus, und die Sache selber ist an sich, als Vermischung fremdartiger Dinge, unnatürlich und verderblich. Man bringe Staat und Kirche in Übereinstimmung; man sorge, daß die Grundsätze des Christenthums bei allen Angehörigen des Staates freie Anerkennung finden; daß sie in Wahrheit die Richtschnur ihres Handelns werden: dann wird man christliche Staaten haben, die des Namens werth sind, die aber eben darum auch Staatliches und Kirchliches so, wie es recht ist, auseinanderhalten.

Nach einer Sonderung der Kirche vom Staate, einer Aufhebung des Zwanges, welchen man hin und wieder zu Gunsten der reinen Lehre, von der man selber nicht anzugeben wußte, was sie sei, anwendete, dessen uneingedenk, daß doch die Lehre, die den Gemeinden aufgedrungen werden mußte, unmöglich für diese ein Recht auf die erzwungene Geltung hatte; nach einer wirklich freien Gestaltung der Kirche aus sich selber, haben wir uns lange gesehnt, lange um sie gebeten, sie gehofft, gefordert. Und doch, jetzt da sie uns zu Theil wird, das Band, welches unsere Kirche mit unseren Staaten einigte, auf einmal hier zerrissen und dort aufs äußerste gelockert ist, können wir nicht ohne Wehmuth und ohne Sorge scheiden aus einer Verbindung, die lange eine Nothwendigkeit gewesen ist für unsere bei ihrem Entstehen sehr schutzbedürftige Kirche, und die ihr drei hundert Jahre hindurch im Ganzen fast nur Gutes zugeführt hat. So entläßt der mündige Sohn, wenn er aus der Leitung seines Jugendpflegers scheiden soll, nur zögernd die treue Hand, welche ihn bis dahin hütete; und sollte er auch schon manchmal sich durch sie eingeengt und beeinträchtigt von ihr gefühlt haben, in der Abschiedsstunde denkt er nicht daran, sondern drückt in dieser entscheidungsvollen Stunde dankbar die um ihn verdiente Hand, die ihm geschützte, schöne Tage genug berei-

tete, und rüstet sich mit Muth und Vorsicht für den Gang, welcher ihm, nunmehr unter eigener Verantwortung, bevorsteht.

Es giebt jetzt Grund genug für unsere evangelische Kirche zu sehr ernsten Überlegungen; sie sieht sich umringt von Schwierigkeiten und Gefahren, die, schon vormals bemerkbar, aber bisher minder drohend, seit der neulichen allgemeinen Entfesselung jedes ungestümen Dranges eine fast schreckende Gestalt annahmen. Daß unser Staat nicht so innerlich, nicht wirklich in der Mehrheit seiner Glieder, christlich sei; daß der Geist des Zeitalters und der neuesten philosophischen Systeme nach und nach mannichfach in geraden Gegensatz mit dem Geiste des Christenthums getreten war; daß die pantheistische Denkweise gewisser Schulen, bemüht ein „allgemeines Vorurtheil" zu werden, sofort umschlage bei minder klaren Geistern in Atheismus, in Vergötterung des Fleisches und in grobe Selbstvergötterung: dies wußten wir, dies hatte kein Achtsamer übersehen können. Aber daß das Ausbleiben recht vieler bei unseren Gottesdiensten, ihre Abwendung von der Kirche, eine wahre Feindschaft wider diese sei, und die ganze Stärke des Irrthums und Schwindels, welcher jene Abgünstigen ergriffen hat, die ganze Erregbarkeit der Menge für jedes Übermaß, ihre Unfähigkeit, sich selber zu zügeln, sich wieder zu beschwichtigen, die völlige Unreife so vieler für die Geschenke unserer jüngsten Vergangenheit, haben wir mit Überraschung wahrgenommen. Und auch der nicht länger zu verkennende innere Zusammenhang zwischen der schon erfolgten vollkommen gleichmäßigen Austheilung der politischen Berechtigung, und dem kühnen Hervortreten der Ansprüche auf gleiche Theilung des Besitzes von privatrechtlicher Natur; das Dringen auf Aufhebung jeglicher Standesverschiedenheiten, derer, die in der inneren Begabung und Berufung gegründet sind nicht minder, als der kastenmäßigen, diese Forderung, deren Erfüllung auch den Stand der Geistlichen und aller Beamten und Diener unserer Kirche den untergegangenen Einrichtungen beigesellen würde, fordert uns heraus zu besonnenem und kräftigem Widerstande. Wir aber sind überrascht, bedroht, bedrängt von vielen Seiten. Sogar unsere Kirche selber, ich meine alle, die ihr im Herzen treu geblieben sind: wie groß erscheint uns jetzt, wo jede Meinung ungehemmt, jede mit der Hoffnung auf umfangreiche Erwerbungen hervortritt, die Verschiedenheit der Richtungen in ihr; und wie

bedenklich ist nicht diese, bei dem in unserem Volke einmal vorhandenen einseitigen Überwiegen des sogenannnten Subjectiven, oder des lediglich eigenen Individuellen über die Rücksicht auf das Gemeinschaftliche, das geschichtlich und thatsächlich Gemeinsame. Und unter diesen Umständen sollen wir ein Werk angreifen, welches vor allem ruhige Überlegung, freudigen Muth und eine von keiner Seite eingeschüchterte Freiheit der Bewegung fordert, das heilige große Werk eines neuen Ausbaues unserer Kirche.

Was wir verloren meinen, ist kein wirklicher Verlust. War unser Staat nicht wirklich christlich, während er den Namen hatte; geschahen in der Meinung, das Christenthum zu stützen, die allerunchristlichsten Dinge, so ist es gut, daß dieser Trug zerronnen ist. Wahrheit, Erkenntniß dessen, was einmal ist, wäre auch zu wünschen, daß es nicht so wäre, ist ein Gewinn, unter allen Umständen ein großes Gut. Und keiner zage bei den bedenklichen Verwickelungen, in die wir tief hineingerathen sind, und bei den großen Aufgaben, zu deren Lösung unsere Zeit berufen ist. Einer jeden Generation der Menschen theilt der Ewige ein besonderes Werk zu, um es zu vollbringen, und ertheilt ihr die Kraft dazu. Auch unser Volk, es ist nichts weniger, als schon entkräftet, in der Auflösung begriffen; und unsere Zeit, eine Zeit des Zusammensturzes morsch gewordener Dinge, hat wohl zum Neubau inneren Beruf.

Auch die Erneuerung unserer deutschen evangelischen Kirche kann uns, unter der Leitung des Herrn, ihres Hauptes, gelingen. Wäre freilich jetzt dieselbe einer Umgestaltung von Grund aus, einer neuen Reformation bedürftig; wäre der eine alte Grund, auf welchen sie unsere Väter vor drei hundert Jahren aufs neue stellten, gewichen, oder ohne Tragkraft; wäre für die Lehre ein neues Fundament, für das alles, wodurch die Kirche eine Stiftung Gottes ist, (im Gegensatze zu ihrer Bestimmung, als Sache der Gemeinschaft, den allgemeinen Gesetzen gesellschaftlichen Zusammenwirkens sich zu fügen,) eine neue Fassung aufzufinden, so würden wir uns gänzlich für ein solches Unternehmen außer Stande sehen. Die Zeit, in der wir leben, hat wohl in kirchlicher Beziehung viel Ähnlichkeit mit dem Jahrhundert, welches der Reformation voraufging: das allgemein verbreitete Gefühl von der Zerrissenheit unserer Kirche in Beziehung auf die Lehre, von der Unzulänglich-

keit ihrer Einrichtungen, die Klage aller Besseren über den fühlbaren Mangel an eingreifender Wirksamkeit unserer Kirche, endlich die in den Gemüthern angeregte Ahnung einer großen Hülfe, die uns jetzt der Herr bereite; dies alles giebt unserer Zeit das Gepräge einer vorreformatorischen. Und wenn die Reformation getragen wurde von den mannichfachen Erweiterungen des wissenschaftlichen Gesichtskreises im funfzehnten Jahrhundert, von der vom Reichsoberhaupte unabhängig gewordenen Fürstenmacht, und von den Wirkungen der damals neu aufgekommenen und damals unermeßlich einflußreichen Presse, so sind auch uns wieder große neue Erkenntnisse zu Theil geworden; und während uns die hemmende Bevormundung in den kirchlichen Dingen abgenommen worden ist, sehen wir uns, an der Stelle der jetzt in vieler Hinsicht abgenutzten Presse, eine wesentliche Unterstützung in den erweiterten Mitteln des persönlichen Verkehrs und Gedankenaustausches bereitet. Aber die Spannung in der Kirche ist doch viel geringer zu unserer Zeit, als in dem Jahrhundert der immer wiederholten Beschwerden der Nationen, vornehmlich unserer deutschen, über das Papstthum und seine unerhörten Anmaßungen, der mannichfachen Versuche zur Abhülfe und Besserung. Ein dumpfer Unwille über die vorhandenen Gebrechen des Kirchenkörpers, ein sehnliches Verlangen nach Reformation, hatte sich damals weithin verbreitet, und war tief in die Gemüther eingedrungen. Wie schnell ist dahingegen jetzt die Antheilnahme an den wahrgenommenen Übelständen unserer kirchlichen Zustände zurückgetreten hinter die politische Aufregung unserer Tage; sie ist nicht ganz erloschen, aber sie überwiegt nicht alles, wie einst zur Zeit der großen Kirchenverbesserung. Und war im Papstthum nach und nach die eigentliche Heilslehre gänzlich in Vergessenheit gebracht, eine Menge falscher und dabei kostspieliger Heilsmittel dem Volke aufgebürdet, und jeder Widerspruch bei Leibes und Lebensstrafe untersagt, so ist unter uns die Stimme evangelischer Wahrheit noch nie verstummt, und alles, was die einzelnen Lehrer für deren vollkommensten Ausdruck ansahen, haben sie, wenn man sie daran hindern wollte, nur um so wirksamer, aussprechen können. Der Druck, welchen neuerlich ungerecht Wenige erfuhren, ist nichts gegen das, was einst die Widersacher des Papstthums leiden mußten, und mit dem Gewichte des Drucks haben sich, so scheint es, Kraft

und Umfang des Gegendrucks verringert. Überdies ist innerhalb der evangelischen Kirche, ich meine bei denen, welche für sie ein Herz und wahre Antheilnahme haben, gegen das Amt der Kirche und das Evangelium, oder das, was man für die den Grundsätzen der Reformatoren gemäße Lehre unserer Kirche ansieht, durchaus kein Widerspruch vorhanden: nicht gegen unsere Kirche, sondern nur gegen Maßregeln kirchenleitender Behörden, welche man des Abfalls von dem Grundgedanken der Reformation beschuldigte, haben sich die Gemeinden hie und da erhoben. Der Streit betrifft das wahre Wesen unserer Kirche, die Frage, ob jene Lehrformen, welche dieselbe während ihrer ersten Anfänge, im sechzehnten Jahrhundert, ausgeprägt hat, oder ob vielmehr die Stellung, die sie der Menschheit zu dem Heilande, der freien Forschung zu unseren heiligen Schriften angewiesen hat, vorwiegen müsse für die Gegenwart: ob die Arbeit unserer Väter ein in allem Hauptsächlichen abgeschlossenes Werk für alle Zeiten, oder einer Weiterführung mannichfach bedürftig sei. Und die große Mehrzahl sehen wir darüber einig, daß der großartige, auf Weite und Höhe angelegte Kirchenbau der Väter, von ihnen schnell, im Drange der Zeit, unter Dach gebracht, jetzt weiter fortgesetzt, jetzt der Vollendung angenähert werden müsse. Dies ist, was uns bewegt; dies treibt uns an zu großen Unternehmungen.

Gälte es jetzt eine abermalige, der ersten ebenbürtige Reformation, oder gar ein Hinausgehen über den einen, ewigen Grund, auf welchem diese ruht, das lautere Evangelium: so würde, wir wiederholen es, keine Aussicht auf Erfolg vorhanden sein. Denn die angeblichen Entdeckungen im Gebiete der Religion und der obersten philosophischen Erkenntnisse, die neuen Weltanschauungen, auf welche diejenigen, die sich uns jetzt als Reformatoren angekündigt haben, das Heil der Welt, die Erlösung von dem Weltschmerz, bauen möchten, haben weder vor dem Richterstuhle der Wissenschaft, noch in dem gesunden Sinne des Volkes sich behaupten können: wir haben uns aufs neue überzeugt, daß während unsere Wahrnehmungen im Bereiche des Endlichen und Natürlichen unermeßlich sich erweitert haben, die eigentlichen Gränzgebiete unseres menschlichen Erkennens unverrückt geblieben sind, noch jetzt dieselben, die sie längsther waren. Unsere wissenschaftliche Kunde von dem sogenannten Transscendenten, oder dem Auseinanderge-

hen und Ineinssein des Unendlichen und Endlichen, des Göttlichen und Menschlichen, des Zeitlichen und Ewigen, ist, ungeachtet vieler hochtönenden Lehrformeln und Lehrphantasien, noch heute eben so beschränkt, wie sie es zur Zeit der ersten Peripatetiker und des Meisters der griechischen Akademie war. Diejenige Gewißheit über diese Dinge, deren die Religion bedarf, hat Christus uns gegeben; er selber ist uns Vermittler zwischen dem Ewigen, Unendlichen und uns; eine vollere Vermittelung wird es niemals für uns geben. Nur ihn erkennen, wie er war im Leben, und daraus folgern, was er ewig ist, das ist das Ganze, was wir in diesen Dingen können, und wobei die Wissenschaft uns wirksam unterstützt: sie selber kann nie die Grundlage für einen neuen Völkerglauben werden; auch hat es selbst dem Heilande nicht gefallen, in jenen Dingen unser W i s s e n zu bereichern. Es bleibt dabei, einen anderen Grund des Heils, als den einen, Jesus Christus, kann niemand legen; und nur fortbauen sollen wir auf diesem Grunde, nur vollenden das Werk, das unsere Reformatoren in der Kraft des Herrn ruhmvoll angefangen, und dessen Plan und Grundriß sie uns hinterlassen haben. Die, welche jetzt mit einer gänzlichen Auflösung der Überlieferungen unserer Kirche umgehen, wünschen ja auch in der That nichts weniger, als eine neue Reformation des Glaubens; sie wollen keine neue Kirche: sie wollen eine neue Welt, und darin keine Kirche, eine Menschheit, die sich an die Stelle der Gottheit setzt, und selber ihr Heil vermittelt, ohne göttliche Stiftungen.

Sollten auch einzelne dieser Richtung zu Vertretern der Kirche auf den jetzt beabsichtigten Synoden berufen werden, so können sie doch nur eine gänzlich verschwindende Minderheit ausmachen. Aber in ansehnlicher Zahl werden sich dort Christen begegnen, die, alle darin einverstanden, daß jetzt das Werk unseres Luther und seiner schweizerischen Mitgenossen weiterzuführen sei, doch im Urtheile über das, was dazu von uns geschehen soll, weit auseinandergehen. Nichts destoweniger beruht das Heil der Kirche jetzt mehr als je auf unserer Einigung. Wie dem großen deutschen Vaterlande jetzt entweder die vollste innere Kräftigung durch wahre Vereinbarung, oder eine unheilbare Zerrüttung bevorsteht, so wird auch unsere evangelische Kirche auf den schon eingeleiteten Synoden nur entweder auseinanderfallen, um in kümmerlichen Secten fortzuleben,

oder der hehre Dom, zu welchem der Grund gelegt ist unter uns, wird durch uns seinen Schlußstein, wenn wir uns einigen, erhalten. Es ist hoch nöthig, daß wir uns einigen. Und es ist möglich; zwar gewiß nicht für jetzt durch dogmatische Entscheidungen, durch Abstimmen über den besten Lehrausdruck, und wechselseitiges Markten, wohl aber ganz gewiß durch rein geschichtliche Bestimmung der Begriffe; durch Unterscheidung dessen, was Gegenstand des Glaubens ist, im Unterschiede von der wissenschaftlichen Verarbeitung dieses Stoffes; durch einfache, der Wahrheit gemäße Anerkennung des thatsächlich jetzt vorhandenen Zustandes der regen, hoffnungsreichen aber noch zu keinem Abschlusse gediehenen Lehrentwickelung unter uns; endlich durch die Bezeichnung gewisser Gränzen für den öffentlichen Lehrvortrag, vermöge derer das alles, wodurch in der Kirche die Heilswahrheit, dies von Gott uns Gegebene, sein Werk und nicht das unsrige, ein Geschenk von ihm, bevor es Sache der Gemeinde wird, und überhaupt die Kirche, als Stiftung Gottes, gesichert werden könne in ihrem ungeschmälerten Bestande. Sowohl in Beziehung auf die Lehre, welche immer in der deutschen Kirche eine vorwiegende Bedeutung haben wird, als auch auf Verfassung und Gottesdienst, giebt es gegenwärtig nur jenen Weg zur Einigung. Wir müssen nach allen bisherigen Erfahrungen darauf verzichten, jetzt unser eigenes besonderes Meinen, welche der in unserer Kirche vorhandenen Richtungen wir für uns vorziehen mögen, zur Regel für alle zu erheben. Bei einem Streben dieser Art würden wir nur heraustreten müssen aus unseren bisherigen kirchlichen Verbindungen, um uns in zahlreiche getrennte Heerlager oder Häuflein zu spalten, mindestens in folgende: Altlutheraner, strenge Reformirte, Unirte, Unirte mit einseitig rationaler Auffassung, und Unirte mit eifervoller einigermaßen orthodoxer Lehre, Lutheraner, die die Union anerkennen, Reformirte, die gleichfalls dieselbe billigen, freie Evangelische, und daneben wer weiß wie viele alte oder neue Secten mannichfacher Art; ein böses Auseinanderbröckeln, verderblich vor allem im gegenwärtigen Augenblick. Durch einen ungeheuchelten und starken Glauben an die Macht der Wahrheit, können wir dies Unheil uns ersparen; dieser Glaube würde in uns Geduld und Eintracht wirken. Haben wir doch auch bisher uns einander als Genossen einer und derselben Kirche ertragen können, weil wir

mußten: sollten wir nicht, im Vertrauen auf den Herrn und seinen Geist, es auch jetzt vermögen? Wir waren bisher irgend wie beisammen; laßt es uns noch ferner sein! Wer alle Vortheile der Einverleibung in irgend einen großen, mächtigen Verband begehrt, muß dafür auch manches tragen.

Keine sichtbare Kirche wird je ein vollkommen treuer Abdruck der allein wahren unsichtbaren Kirche sein. Gehören wir dieser an, so sind wir verpflichtet, die Schwächen der sichtbaren Kirchen ohne Mißmuth, ohne Überschätzung unserer eigenen Stärke wahrzunehmen, bereit, den Nächsten höher zu achten, als uns selber, und immer harrend auf des Herrn Hülfe. Finden wir uns darum gelassen in den Zustand unserer Kirche, wie er eben ist; suchen wir ihre Vorzüge, wie ihre Mängel, das wirkliche Maß der in ihr eben jetzt vorhandenen Erleuchtung und Heiligung des Sinnes zu erkennen. Nur eine rein geschichtliche Betrachtung kann uns retten aus dem schon entbrannten Streite. Und unsere evangelische Kirche ist ja doch auch zunächst keine andere, als die sie bisher war und ist im gegenwärtigen Augenblicke: erklären wir dies, dankbar für die vom Herrn ihr bisher geschenkte Gnade, hoffend auf weitere Entfaltung der in ihr vorhandenen Kräfte.

Nicht alle werden dazu sich verstehen können, ich weiß es wohl, obgleich doch keiner dabei einbüßen würde von dem eigenen Hausrecht in der Kirche: in dieser wird nicht der Unterschied durch die Gemeinschaft zurückgedrängt, die Gemeinschaft nicht durch den Unterschied gefährdet, vielmehr eins durch das andere gehoben *)." Aber doch werden um eine große deutsche evangelische Kirche her sich geschlossene Kreise von Gläubigen bilden, welchen jene Kirche zu geringe dünken wird; sie werden sich für die Besseren ansehen; sie werden es nicht über sich vermögen, dem die brüderliche Hand

*) Worte eines Herausgebers von Göschel's Abschiedsschreiben an die Geistlichen in der Provinz Sachsen. Er fügt hinzu: „die Störung geht erst an, wenn entweder der Unterschied durch die Gemeinschaft ausgelöscht, oder die Gemeinschaft durch den Unterschied verdrängt wird. Jenes führt zu absorptiver Union, dieses zu einer falschen, d. h. der wahren Katholicität widerstrebenden Ausschließlichkeit." Wie diese Katholicität ohne Störung, durch wirklich freie Bewegung der Wahrheit, nach und nach im ganzen Umkreise unserer äußeren kirchlichen Gemeinschaft zu erreichen sei, das zu zeigen ist die Absicht der hier weiter unten mitgetheilten Verfassungsvorschläge.

zu reichen, welcher doch auch Christum seinen Herrn nennt, und Werke, die dieser forderte, treu vollbringt in seinem Namen, wenn er nicht zugleich das Werk der Unterwerfung unter menschliche Lehrformen wider seine Überzeugung übernehmen will. Aber jener Abgeneigten werden wenige sein, und viele, — nach Millionen werden wir sie zählen können, — Genossen der lutherischen, der reformirten, der unirten Landeskirchen, auch manche, die bisher, hinausgewiesen von der vor wenigem auf einmal überstrengen, zuvor allzuschlaffen Mutterkirche, zu groben Einseitigkeiten sich hingedrängt sahen, vielleicht auch manche, die, redlichen Herzens, einstweilen im Deutschkatholicismus Heil und Zuflucht suchten, sie werden mit einander forthin nur eine deutschevangelische Kirche bilden, gehoben von dem Gefühle, dieser großen Heerde des einen Herrn im Himmel beigezählt zu sein; und der Herr im Himmel wird mit ihnen sein, wird seine Wahrheit und Gnade hoch verherrlichen an ihnen.

Damit sich diese Hoffnung unter uns verwirkliche, haben wir nunmehr die wirkliche Gestalt unserer Kirche, wie sie jetzt in Lehre, Verfassung und Gottesdienst erscheint, uns zu vergegenwärtigen, und zu erkennen, wie sich aus diesem Vorhandenen eine sichere, tragkräftige Grundlage für jede gute, weitere Entwickelung gewinnen läßt. Wir werden zu diesem Ende vor allem zunächst diejenigen Hauptstücke der Lehre, worin man sich am merklichsten entfernt hat von dem orthodoxen Lehrbegriff, hervorzuheben, das Wahre in denselben anzudeuten, und zu sagen haben, wie wir uns darüber werden, ohne die geringste Untreue gegen die Wahrheit selber, einigen können. Darauf wird über die Verfassung, die sich jetzt unsere Kirche zu geben hat, geredet werden müssen. Wir werden dabei vorzugsweise die Grundsätze, welche nothwendig festgehalten werden müssen, für deren Durchführung es aber mannichfache Formen geben kann, zur Sprache bringen. In derselben Weise haben wir schließlich dem Gottesdienste unsere Betrachtung zuzuwenden.

Wer von dem gegenwärtigen Zustande der Lehre in unserer Kirche einige Kunde hat, weiß, daß an keine durchgängige Einigung aller, auch nur in dem, was nicht Wenige zu dem Haupt-

sächlichen und Unveräußerlichen zählen, einstweilen zu denken ist. Der Grund hievon liegt auf dem Gebiete der Wissenschaft: in der Unmöglichkeit, jetzt die mannichfachen großen Streitfragen, welche in unserer Dogmatik hervorgetreten sind, zum Abschlusse zu bringen. Man darf nicht einmal jetzt zu einem Versuche dieser Art sich vereinigen, weil er nur zu Gewaltsamkeiten führen, und nur Übereilungen erzeugen könnte. Denn die Aufgaben für die Theologen unserer Tage sind ungleich verwickelter, als die wissenschaftliche Arbeit Luthers und Calvins. Unsere Reformatoren, nachdem sie die Bibel wieder aufgefunden hatten, erkannten das Unvereinbare großer Theile der damaligen kirchlichen Überlieferung mit der heiligen Schrift, und indem sie allein dieser eine unbedingte Geltung zuerkannten, durchstrichen sie in dem katholischen Lehrbegriffe alles Widerstreitende. Dasjenige hingegen, wofür klare Bibelworte sprachen, oder überhaupt nur Stellen unserer kanonischen Bücher zu sprechen schienen, ließen sie stehen, und machten es zur Grundlage einer Lehrentwickelung, die sich in ganzen wichtigen Stücken, vor allem in der Lehre von Gott, oder in dem im engeren Sinne Theologischen, an die bisherigen dogmatischen Satzungen anschloß, im Übrigen den neu wiedergewonnenen biblischen Gehalt stark hervorhob, und das Ganze in eine lebendige innere Verbindung brachte. Die Seele dieses Ganzen war der zum erstenmale nach seinem ganzen Inhalt aufgefaßte, mit Begeisterung ergriffene Gedanke der inneren Rechtfertigung des Lebens durch ein unmittelbares Verhältniß der Seele zu ihrem Heilande, einer Versöhnung mit Gott ohne Ablaß und ohne alle äußeren Werke, ohne Priester und Hierarchie: die Rechtfertigung, wie man es nannte, durch den Glauben allein. Von Paulus ward die Form für diese Lehre entlehnt, und überhaupt räumte man seiner Lehrart einen überwiegenden Einfluß auf die neue Dogmatik ein. Anders gestaltete sie sich bei den Reformirten, anders bei den Lutheranern, und zwar durchgängig anders, nicht etwa nur in einigen Dogmen: bis in jedes Einzelne hinein verzweigte sich der Gegensatz, welchen die Persönlichkeiten der Leiter, die Volksverschiedenheiten, die Verschiedenheit der bürgerlichen Verfassung, hier die monarchische, dort die Republik, die Stellung der Obrigkeiten zur Reformation, und manches andere hervorgerufen hatte. Aber darin waren und blieben beide Theile vollkommen eins, daß allein die heilige Schrift

ein richterliches Ansehen habe, und daß alles mit klaren Worten in der Schrift Enthaltene gewisse Wahrheit sei.

Die Fortschritte der Kunst der Auslegung, die erweiterte Naturkunde, die neuere Astronomie, welche seit Kopernikus unsere Vorstellungen über die Stellung unserer Erde zu dem Himmel wesentlich veränderte, die neuere tiefere Ergründung der Menschennatur, der Geschichte und des Vorgeschichtlichen, haben nach und nach die Theologie zur schärferen Unterscheidung zwischen dem Buchstaben der Schrift und dem darin enthaltenen Worte Gottes hingetrieben. Wenn es die Aufgabe unserer Väter war, die zu ihrer Zeit hintangesetzte heilige Schrift in ihr volles Ansehen, als allein zuverlässige Grundlage der christlichen Lehrgebäude aller Zeiten, wieder einzusetzen, das Fachwerk hingegen von Holz und leichtem Stroh, und alles Unhaltbare, was die Kirchenüberlieferung auf diesen Grund gebaut hatte, hinwegzuräumen; eine Arbeit, welche einmal angegriffen, bald gelingen konnte: so ist unserer Zeit, welche nicht mehr ohne Weiteres in jedem Schriftworte nur göttliche Wahrheit, oder sofort durch sich selber Gültiges, erkennen kann, die größere Mühe zugefallen, gewissenhaft zu unterscheiden zwischen dem Buchstaben und Geist der Schrift, man kann auch sagen, ihrer menschlichen und göttlichen Natur, oder zwischen der Bibel und dem in ihr enthaltenen Worte Gottes. Diese so wichtige, als schwierige Arbeit ist mit vollem wissenschaftlichen und gläubigen Ernste erst vor wenigem begonnen worden. Wir hoffen, sie zu fördern, und, so Gott es will, im Hauptsächlichen auch zu vollenden. Denn es ist nicht unmöglich, die verschiedenen Stufen der Offenbarung, und was einer jeden derselben eigenthümlich ist: das örtlich Zeitliche, welches den Lehrausdruck bedingte; das Wesentliche in demselben, wie dieses Nebensächliche; das darin einer weiteren Entwickelung Fähige, und wirklich nachmals weiter Ausgebildete; andererseits das, was in sich abstarb, — mit einem Worte die Geschichte der Offenbarung und deren Vollendung in der Person und Lehre des Sohnes Gottes, mit hinlänglicher Schärfe herauszufinden aus der heiligen Schrift. Auch was in der Auffassung dieser Lehre und Person den Aposteln, von welchen wir Schriften haben, als das allseitig Wahre gemeinsam eigen, oder was jedem derselben als einzelnes, für sich einseitiges Moment des Ganzen eigenthümlich ist, läßt sich erkennen, und ferner dies alles, nicht

äußerlich durch bloßes Aneinanderreihen und Zusammenschieben, sondern innerlich, vermittelst mannichfacher, streng wissenschaftlicher Verarbeitung, zu einem in sich klaren, reichen, lebensvollen Ganzen einigen. So ist denn zu gewinnen, was wir suchen, die Unterscheidung des ewig Wahren in der Schrift von seiner einer mannichfachen Umbildung bedürftigen Form. Und der so gewonnene Lehrstoff kann zu einem den allgemeinen Anschauungsformen und Erkenntnissen der Gegenwart entsprechenden System ausgebildet werden. Dieses letztere, wenn wir es umsichtig gefertigt haben werden, eine abermalige schöne Vermählung des Geistes des Christenthums mit dem neueren Zeitbewußtsein, wird sicher wieder weithin Anerkennung finden; es wird Anspruch auf den Namen einer Dogmatik unserer evangelischen Kirche haben, und wohl auch wieder eine Zeitlang vorhalten, wie die Dogmatik des sechzehnten Jahrhunderts eine gute Weile vorgehalten hat. Wir werden wieder, es ist gar nicht zu bezweifeln, geschähe es auch erst nach unserer Zeit, zu einem Abschlusse in der Lehre hingelangen; die großen Gegensätze in der Auffassung, die uns jetzt entfernen von einander, werden einst ausgeglichen sein. So haben sich in der alten Kirche heftig aufgeregte Streitigkeiten beschwichtigt, und im achtzehnten Jahrhundert die Pietisten und Orthodoxen sich genähert, um das Gute, was sie hatten, mit einander auszutauschen. Auch sind ja manche gute, heilsame Unionen allerdings schon unter uns begonnen. Nur haben wir bisher eine mit allgemeiner, oder fast allgemeiner Übereinstimmung von unseren Zeitgenossen anerkannte wissenschaftliche Glaubenslehre nicht; es fehlen uns zu ihr sogar noch einige Vorarbeiten: mit angestrengtem Eifer hat man sich denselben unterzogen, aber sie sind noch nicht zu Ende gebracht, und werden es auch sogleich nicht sein.

Inzwischen müssen wir doch über die unter uns jetzt vorhandenen großen Verschiedenheiten in der Auffassung uns irgend wie verständigen, eingedenk des Wortes, daß es Zeiten giebt, wo die gesellschaftliche Tugend darin besteht, das Neue nicht zu fürchten, während man das Ewige ehrt.

Das sogenannte Zeitbewußtsein hat, dies ist Thatsache, von manchen alten überlieferten Formen der protestantischen Rechtgläubigkeit sich entschieden abgewendet; mit manchen derselben ist es durchaus zerfallen. Es sind vor allem die Lehren von der Gött-

lichkeit der Bibel und ihrem Verhältniß zu der menschlichen Vernunft, von den Personen in der Gottheit, von Christi Gottheit, die Versöhnungslehre, der Wunderglaube, die Sünde und Erbsünde, der Teufel, die Engel, und die letzten Dinge, die man nicht mehr sich in derselben Weise, wie unsere Väter, vorstellig zu machen weiß. Wir wollen diese Punkte nach einander einer näheren Betrachtung unterziehen.

Die Reformatoren hatten in die Schrift sehr freie Blicke gethan, vor allem Luther, welcher in dem, was er den Christus in der Bibel nannte, einen Maßstab gewonnen hatte, nach welchem er den Inhalt einzelner Stellen, wie selbst ganzer biblischer Bücher beurtheilte, und über den Brief des Jakobus harte Dinge sagen konnte. Als aber die neue, auf die Schrift gebaute Kirche anfing, eines Schutzes gegen schwärmerische, ausschweifende Auslegungen zu bedürfen, hat bekanntlich Luther, in Ermangelung einer über der Schrift befindlichen Auctorität, sich in manchen Fällen eigensinnig hinter den Buchstabensinn zurückgezogen. Seine Nachfolger gingen darin noch viel weiter; sie vergaßen den früheren Luther, um allein dem späteren sich nachzubilden. Bei den Reformirten, bei welchen die Bekenntnißschriften, zahlreicher, und unter sich mannichfacher verschieden, als die lutherischen, auch ausdrücklicher untergeordnet unter die heilige Schrift, von Anfange an sehr bemerklich zurücktraten hinter diese, wurde um so mehr das Wort der Bibel zur Richtschnur, welche unbedingt entschied. Die altkirchliche, seit dem dritten Jahrhundert weit verbreitete Auffassung, nach welcher dieses Buch, eine Sammlung von ungemein verschiedenen Schriften, immer nur als ein in allen seinen Theilen ebenmäßig mit göttlichem Inhalte erfülltes, in allem nur höchste Wahrheit, nirgend Unvollkommenes, nirgend Irriges enthaltendes heilige Ganze angesehen wurde, erneute sich bei den Reformirten: die Schule des Coccejus ging darin am weitesten. Diese Ansicht ist jetzt unhaltbar, und man sollte um so williger dies einräumen, je gewisser allein dadurch der göttliche Gehalt der Bibel, ohne irgend eine Minderung, für das gegenwärtige Geschlecht gerettet und ihm genähert werden kann. Man hat so viel Arges hineingelesen in die Bibel, daß es nicht unerklärlich ist, wenn jetzt manche sich gänzlich abwenden von ihr. Wie die Natur, so ist die heilige Schrift, dies ist den an ihr Irregewordenen zu sagen, Offenbarung und

Werk Gottes, und er selber ist in allem seinem Wirken und Offenbaren stets sich selber gleich: wie die Natur nicht nur köstliche, nährende Erzeugnisse hervorbringt, für jedes Geschaffene, was jedem frommt, auch die spitzigen Disteln, welche manchem Gaumen munden, und selbst Gifte, diese ebenfalls ersprießlich in dem Ganzen, nur zur Nahrung nicht geeignet, so auch die heilige Schrift in ihrer Art. Dieses Buch ist unermeßlich reich an Blüthen und edlen Früchten; es ist in größter Mannichfaltigkeit für jegliches Bedürfen gesorgt in ihr, und sogar manches, was uns zum Gifte werden kann, enthält sie. Fürwahr, wie viel giftige Lieblosigkeit und zähen Eigensinn, Verfolgungswuth und bösen Dünkel, wie viel Gottwidriges haben nicht verkehrte Menschen aus den heiligen Blüthenkelchen eingesogen! Gott gab uns Sinne, um in seiner Bibel, wie in der Natur, Art, Wirkung und Bestimmung eines jeden wahrzunehmen. Es ist eure Schuld, ihr Menschen, wenn ihr nicht unterscheidet, was erquickend, was nährend, was heilsam ist als Gegenmittel gegen kranke Zustände, was unmittelbar, oder erst nach mannichfacher Verbindung mit anderem, genießlich ist. Höhnet nicht die Bibel, weil ihr sie nicht versteht; weil ihr mit falschen Vorurtheilen herangetreten seid. Kommt näher, ihr werdet finden, was köstlicher ist als alles, was eure Augen je gesehen haben; euch wird in ihr die Stimme dessen vernehmbar werden, der zu euch auch redet durch die Stimmen der Natur, und zwar in dieser, wie in jenem Buche, bald in traulichem Geflüster, und bald gewaltig, wie der Donner rollt, in seiner Bibel aber das euch deutet, was die Stimmen in der Natur euch nur unvernehmlich sagen; nur in der Bibel giebt er vollaus und klar die Worte des Lebens euch zu hören!

Und nicht das ist unser Rath, daß ihr euch nach Gutdünken allerlei herauslesen möget aus der heiligen Schrift, billigend, was euch gefällt, und das andere verwerfend: ach nein, die Bibel geht gegen so vieles an, wovon wir ungern lassen; was sie fordert, fällt uns schwer, und Wahrheiten enthüllt sie uns, die „dünken erst dem Kinde zu gering, danach zerglaubt ein Mann sich daran, und stirbt wohl eh' er's glauben kann." Was sollte uns denn auch die heilige Schrift, wenn nichts in ihr wäre, was wir nicht auch von selber in dem eigenen Geiste fänden? Die Vernunft, sei es die des Einzelnen, sei es die allgemeine eines Zeitalters,

die in demselben vorhandene Summe des Anerkannten im täglichen Verkehre, oder in der Wissenschaft, sie steht so wenig über unserer Bibel, so wenig die Natur, auch eine Trägerin von Offenbarungen des Ewigen, sich richten muß nach unserem Forschen und den Ergebnissen desselben. Was wahr ist, bleibt wahr, gleichviel ob wir es anerkennen, oder nicht; und was wir irrig für Wahrheit ansehen, wird nicht dadurch wahr. Sondern vor uns, um uns, über uns ist die Wahrheit, ist Gottes ewiges Offenbaren da, und bleibt in Ewigkeit: Gott, wie er ist, giebt sich uns zu erkennen in der Natur, in der Geschichte unseres Geschlechts, vor allem in dem weitaus Herrlichsten darin, im Wort und Leben des einen Unvergleichlichen, des Heilandes der Welt. Und von dem, wie von allem, was für sein Erscheinen die unmittelbare Vorbereitung, und von demselben erste Wirkung war, giebt die heilige Schrift uns Kunde. Unsere Vernunft ist nur das uns von Gott verliehene Werkzeug, sein Offenbaren zu vernehmen. Auf diese Weise sind Wahrheit, oder Offenbarung, und Vernunft weder einander gleichgestellte Dinge, noch kann die Vernunft über jene sich erheben dürfen: vielmehr beide gehören zu und für einander, und die geoffenbarte Wahrheit ist das Obere, die Vernunft steht unter ihr. Andererseits ist diese, als das Vermögen, Wahrheit, auch die höchste, aufzufassen, fähig zu leisten, was sie soll: sie kann sich träge, fahrlässig, verblendet durch Vorurtheile und Gelüste zeigen, aber sie hört nicht auf, in uns das zu sein, wodurch wir immer wieder mit der Wahrheit in Verbindung treten können; und da sie die geistige Form, gleichsam das Gefäß ist, welches die unverlierbare Bestimmung hat, Wahrheit zu ihrem Inhalte zu haben, so ist zugleich ein Wahrheitbedürfen in der Seele, und als Ahnung liegt das alles in ihr, was an sie der, der sie geschaffen, vermöge seines Offenbarens mitzutheilen hat. Den Irrthum und die falschen Vorurtheile kann sie nicht auf alle Dauer beherbergen; sie ist Wahrheitssinn, der geweckt, gebildet durch Wahrheit, nach und nach Irriges und Wahres immer völliger unterscheiden und von einander sondern kann und soll. Weshalb wir denn auch, in diesem Sinne sagen dürfen, die Wahrheit liege in uns, wie sie vor und über uns vorhanden ist; wenn wir nur nicht vergessen, daß wir, wie alles, wozu wir die Bestimmung in uns tragen, so auch die wahre, volle Vernünftigkeit hienieden niemals als ein

Fertiges besitzen: wir sind nicht schon vernünftig, nicht in der Wiege schon vernünftig, und nicht im reiferen und reifen Alter; wir werden es, nicht tagtäglich in stetigem Fortschritte, doch wir werden es. Die Vernunft hat nicht bei allen Menschen dieselbe Schärfe, dieselbe Regsamkeit; aber tritt nur die Wahrheit in recht vollem Glanze vor eine Menschenseele, so fühlt sich diese gezogen von der Macht der Wahrheit, und kommt ihr immer näher, je länger sie verweilt in diesem Lichte. Gott gab nicht allen Menschen durchdringenden Verstand, schnellen Überblick, Trieb zur wissenschaftlichen Verarbeitung gewonnener Erkenntnisse, aber keinen hat er davon ausgeschlossen, das höchste Wahre, oder das alles, was uns Christus verkündigt hat, wahr zu finden, sobald nur ein sehnliches Verlangen nach höchster Wahrheit erwacht ist in dem Herzen. Fehlt es hieran, so kann die Vernunft der Wahrheit allerdings feindlich gegenübertreten; aber diejenige Vernunft, die schon anfing höchste Wahrheit zu bedürfen, oder wie die Schrift sagt, aus Gott, ins Göttliche hinein geboren ward, die vernimmt auch seine Stimme: in der Natur das unsichtbare Wesen Gottes, seine ewige Kraft und Gottheit, wie sie sich bekundet in den Werken der Natur; im Evangelium seine liebe Vaterstimme, seine ewige, sein Wesen ganz erfüllende Barmherzigkeit und Güte. Gewiß, wir brauchen zur Gottesoffenbarung in der Natur und in unserem eigenen Geiste, welcher von dieser ein Theil ist, noch eine andere hinzu, eine vollere und klarere; und Gott hat uns dies Unentbehrliche nicht vorenthalten. In die geistige Entwickelung unseres Geschlechts wirkt sein allebendiges Walten fortwährend ein; im Gange unserer Geschichte entfaltet er die Pläne und Gedanken seines Herzens. Und seine heilige Macht, den Irrthum hemmend, in erwählten Geistern die trübenden Einflüsse der Sünde niederhaltend, in reinere Seelen wie in einen ebenen Brennspiegel, welcher der Sonne zugewendet ist, die Fülle des wahrhaftigen Lichts ergießend, bildet in unserer Mitte edle Werkzeuge seiner Wahrheit, Verkündiger derselben, durch die er manchmal und auf mancherlei Weise redet zu den Menschen. Einer unter diesen, der Einzige, der Eingeborene, hat seinen ganzen Rathschluß uns vollaus verkündigt, hat uns in allen Worten, die er redete, und in seinem ganzen heiligen Leben des Vaters Bild, in menschlicher Gestalt und Art, vor Augen hingestellt, als der in allem des Vaters würdige Sohn,

sein ungetrübter Abglanz, sein treustes Ebenbild. Die heilige Schrift berichtet uns von allem diesem Kundwerden unseres Gottes, und zwar menschlich, in Menschenworten und in Menschenweise: so hat sie eine zwiefache Natur, neben der göttlichen die menschliche. Aber auch dazu reichen unsere geistigen Kräfte aus, nach und nach immer völliger zu unterscheiden, was in der Schrift das reine Göttliche, und was darin für dieses die menschliche Umhüllung ist, in die sich jenes entweder selber, um der Menschen willen, kleiden mußte, oder die hinzugethan ward durch die Überlieferung. Je mehr die menschliche Vernunft das Wahre vernehmen lernte, je vernünftiger sie wurde, erleuchtet von der ewigen Urvernunft, um so besser gelang ihr bisher diese Arbeit, und es giebt keinen Grund, kleinmüthig zu fragen, ob etwa für die Folge der Geist der Wahrheit sich der Christenheit entziehen werde. Gewiß, er wird uns fort und fort, nach Christi Zusage, in alle Wahrheit leiten, und die Bibel, so verstanden, wie sie selber will verstanden sein, wird siegen über allen Widerspruch und Mißverstand.

Haben, ohne Schuld der Bibel, ihr viele unserer Zeitgenossen sich entfremden können, nur weil es ihnen an eigenem Verständniß dieses heiligen Buches, und an kundiger Unterweisung fehlte, so kann man die dogmatischen Bestimmungen der Kirche in der Lehre von den Personen in der Gottheit, auch einen Stein des Anstoßes für viele, nicht so unbedingt rechtfertigen. Freilich hat man unter diesen Personen keinesweges verschiedene Individuen einer Gattung zu verstehen: ursprünglich war das Wort Person im kirchlichen Gebrauche nichts als nur die allzuwörtliche Übersetzung des bei den Griechen üblichen Ausdrucks für die Dreiheit der Urformen des Erscheinens Gottes, welche seinem inneren ewigen Wesen ganz entsprechen müssen. Als schöpferischer Urgrund alles Daseins, als in Schöpfung und Erlösung vollaus offenbar gewordener Gott, und als der, welcher sein eigenes, göttliches Leben, vermittelst der Heiligung, mittheilt an die geistige Welt, ist uns Christen der ewig Eine kund: die Griechen nannten dies seine Prosopen, seine Angesichter oder Mienen; die Lateiner wählten dafür das Wort Person. Denn jenes griechische Wort bezeichnete auch wohl die Masken, deren man auf den Schaubühnen, wechselnd je nach den verschiedenen Rollen, sich bediente. Diese Masken aber, weil sie zugleich Vorrichtungen zur Verstärkung des Schalls enthielten, nannten die

Lateiner Personen, oder Schallträger. In Folge dieses Sinnes bedeuteten beide Worte sodann auch die Rolle selber, die der Schauspieler darstellt, und dann überhaupt die Rolle, die dem Menschen zugetheilt ist in der Welt, seine Person, seinen Charakter, seine eigenthümliche, besondere Ichheit; und weil so alle diese Bedeutungen genau einander deckten, so war das, was der Lateiner unter der Person verstand, dasselbe, was sich der Grieche unter den Prosopen dachte. Anders war es, als jener Ausdruck in das Deutsche überging, wo er jene Urbedeutungen niemals hatte. Damals schloß sich an das fremde Wort der Gedanke an ein Einzelwesen, eine Person im gewöhnlichen Sinne, um so näher an, je länger man damals schon überall gewöhnt war, den Heiland und die zweite Person der Gottheit für gänzlich ein und dasselbe anzusehen, und demgemäß neben den Vater und den Sohn auch noch, so gut es gehen wollte, den heiligen Geist als drittte wirkliche Person zu stellen. Es wäre deshalb zu wünschen, daß man sich dieses Wortes im öffentlichen kirchlichen Verkehre ganz enthielte. — Und auch die wissenschaftlichen trinitarischen Bestimmungen des sogenannten Athanasianums, welche von unseren Reformatoren unverändert herübergenommen wurden, leiden, obwohl ein hoch achtbares Denkmal gewissenhaften Forscherfleißes, eine Schutzwehr gegen pantheistische, oder auch starre deistische Auffassungen, allerdings an zwei großen Mängeln, die von uns nicht übersehen werden dürfen. Sie übertragen das, was die Schrift uns sagt über das Verhältniß des Jesus von Nazareth, als des Sohnes Gottes zu seinem himmlischen Vater, dem Urheber oder Erzeuger seiner Gottessohneswürde wie seiner gesammten zeitlichen irdischmenschlichen Erscheinung, und über das hienieden in der Zeit erfolgende Ausgehen des Geisteslebens in den Gläubigen von Christus und dem Vater, sie übertragen dies unbefugt auf die inneren vorweltlichen Zuständlichkeiten der Gottheit selber: sie behaupten, daß vor aller Zeit die zweite Person der Gottheit gezeugt sei von der ersten, und von Ewigkeit die dritte, nicht gezeugt sei, sondern ausgehe von jenen beiden. Giebt es schon hiezu keine Berechtigung weder in der Schrift, noch auch in der Vorstellungsweise selber, da sie das Ausgehen von der Zeugung nicht zu unterscheiden weiß, so ist noch übler, daß dem Athanasianum das nicht gelingt, wonach es strebt: ebenmäßig die wahre Wesensgleichheit und die volle, wirkliche

Selbstständigkeit der sogenannten drei Personen festzustellen. In demselben Maße, in welchem jedesmal das eine ihr gelingt, wird das andere aufgehoben. Denn besteht der Unterschied des Vaters von dem Sohne und Geiste darin, daß nur der Vater, und nicht der Sohn, nicht der heilige Geist, das Dasein aus sich selber hat; ist der Sohn nur durch den Vater da, der Geist durch jene beide, so fehlt dem Geiste und dem Sohne die Aseität, oder das Dasein von und aus sich selber, dieses wesentliche Merkmal im Begriffe der Gottheit. Sofern aber im Athanasianum den drei Personen völlig gleiches Wesen zugeschrieben wird, sofern zerstört dasselbe wieder jene Unterschiede der Personen. Daher können die orthodoxen Formeln nicht befriedigen. Neuere, welche dies fühlten, bemüht um jeden Preis das Überlieferte zu halten, sind über dasselbe hinaus in sehr bedenkliche Behauptungen gerathen. Man versichert uns, die Welt sei der Sohn Gottes, und dies der wahre Sinn der orthodoxen Kirchenlehre. Doch diesen Vorschlag weisen wir zurück, und wollen nur die hören, die mit uns auf demselben Glaubensgrunde stehen, und auch nur die Neuesten und die Besten unter ihnen. Und da sagt uns der eine, daß der Vater, um sich zu wissen, in dem Sohne ewig für sich selbst sein Wissen und Wollen objectivire, und daß es ein Irrthum sei, wenn man den Vater sich in sich wissen lasse, und nicht vielmehr lediglich in seinem Ebenbilde, dem Sohne; eine aus unserer modernen Weltweisheit entsprungene Ansicht, nach welcher Gott durch irgend einen Entwickelungsvorgang zum Bewußtsein von sich gelangt, um es doch nicht einmal in sich selber zu haben: ein Irrthum, welcher, — mit aller Hochachtung vor dem gelehrten, um die Wahrheit durch Anderes hochverdienten Manne, der ihn jüngst unter uns erneuerte, sei es gesagt, — den Begriff sowohl der wahren ewigen Gottheit, als ihrer wahren Persönlichkeit, ihrer ewigen Urpersönlichkeit zerstört. Ein Anderer meint, daß, wie der Menschengeist, ein Ich, zugleich für sich selber ein Du sei, und dieses Ich mit diesem Du sich innig eins wisse, als ein und dasselbe Ich, so sei es auch in Gott; nur sei bei ihm das Ich, das Du, und, seltsam genug, auch das Einssein beider viel schärfer geschieden von einander, bis zu einem wirklichen Personenunterschiede ausgeformt; weil das Selbstbewußtsein Gottes tiefer, klarer, voller sei, als das des Menschengeistes. Wie wunderlich! Das Einssein jenes Ich und Du

in Einem Menschengeiste, wobei jedoch nur jenes in diesem, nicht auch das Du im Ich sich weiß, macht eben die Persönlichkeit; schneidet dies Dreifache, daß ihr in euch selber Subject, und zugleich für euch Object, wie, der Einheit dieses beiden euch bewußt, Person seid, schneidet dieses in sich Eine auseinander, und ihr zerstört vollständig die Persönlichkeit; denn diese Stücke sind nichts, wenn ihr sie für sich nehmt: gerade ihr lebendiges Einssein macht die Person aus, und so wird es auch sein müssen in Gottes ewiger Urpersönlichkeit; sprecht mindestens, wenn es euch anders dünkt, doch nicht von irgend einem Wissen; ihr habt gar keinen Grund dazu. Geht von der Schrift aus, nicht von mangelhaften Menschenmeinungen; ihr werdet dann euch und anderen eure zwar von Herzen wohlgemeinten, auch immerhin scharfsinnigen, jedoch so unfruchtbaren Muthmaßungen sparen. Denn selbst das muß ich bezweifeln, daß euch gelingen wird, auf diese Weise Gott zu theilen in irgend eine Dreipersönlichkeit. Und diese anatomischen Bemühungen, erfreuen, erquicken sie? ist in ihnen irgend etwas, was bessert, und selig macht? Ich weiß es wohl, die Speculation ist auch Bedürfniß für den Geist des Menschen, und wie sehr sie Stückwerk bleiben muß, dennoch für den, der sich zu ihr getrieben fühlt, selbstthätig sie unternimmt, oder den Bahnen, die andere ihr vorzeichnen, folgen kann, ein Genuß, eine Vorahnung des einstigen Erkennens ohne Schranken, des Schauens von Angesicht; aber sie ist und bleibt für uns ein Bild auf trübem Glase, während im Angesicht des Heilandes die Herrlichkeit des ewigen Vaters uns in reichster Klarheit leuchtet. O geduldiger Gott, vergieb uns unsere unvollkommenen Versuche, dich zu ehren, und erhalte uns nur fest in deiner Wahrheit, in deinem heiligen, großen Vaternamen, wie ihn Christus uns erwiesen hat!

Folgen wir den lichten, klaren Versicherungen des Heilandes selber, so erfahren wir, daß allerdings sein Vater Bewußtsein hat, und zwar in sich selber; daß er, allein wahrer Gott, dem Sohne alles, was derselbe war und hatte, gegeben hat; daß er ihm gab, wahrhaftes, unsterbliches, göttliches, von allem, was in Gott das Höchste ist, von Gottes heiliger Liebe voll erfülltes Leben zu haben in ihm selber; daß so Gott in ihm, und er in Gott war, mit allem, was er war, und that, und sagte. Und so war er der Sohn, das ungetrübte Ebenbild und Abglanz des Wesens Gottes;

war, was die Menschheit zu sein die Bestimmung hatte, mangellos Gottes Bild auf Erden; war dies allein unter allen, ein Einziger, der allein wahre Mensch, als allein wahrer Sohn des Vaters die Ähnlichkeit mit seinem Vater im Antlitz tragend, und in allem seines Vaters würdig. Laßt uns dies zum Ausgangspunkte unserer Betrachtung machen. Es wird von hieraus weiter sich einsehen lassen, daß alles Göttliche, was in dem Sohne war, die Wahrheit, die er verkündigte, die Liebesfülle in seinem Herzen, wie seine ganze heilige Erlösermacht, nicht erst damals wurde, als er, geboren in unser Geschlecht hinein, unter den Menschen menschlich sich entwickelte; sondern die Wahrheit, die er uns verkündigte, sie war schon bevor er geboren wurde; sie ist ewige Wahrheit, sie war von Anfang; und die Liebe ist das ewige Wesen Gottes selber. Gott, der Schöpfer aller Dinge, war und ist von Anbeginn auch Erlöser, die Welterlösung sein ewiger Rathschluß, in ihm das alles als ein Ewiges, was in seinem Sohne für uns in die Zeit hineinerschienen ist. So erhalten wir ein ewiges Göttliches im Sohne Gottes, welches, indem es den eigentlichen, wahren Kern von dessen irdischmenschlichem Dasein und Erscheinen ausmacht, so überwiegt darin, so demselben zu Grunde liegt, daß wir sagen müssen, es habe dieses daran nur sich angeschlossen, als die zeitliche Hülle, in welcher jenes für uns zur Erscheinung kommen sollte, und jenes darin nur, gleichsam verkörpert, sichtbar sich dargestellt für uns. Und dies Göttliche im Sohne, es ist nicht der ewige Gott und Vater selber, welchen weder die Himmel alle, noch irgend eine Menschenseele, umschließen können: aber es ist die vollendete Selbstoffenbarung des ewigen Gottes, unseres Vaters, die letzte Summe des aus Gott Hervorscheinenden, welches, als seine Herrlichkeit, über die Himmel und die Erde hin, im All ausgebreitet ist. Dieses Offenbarungsganze, nicht das Weltall, sondern die gesammte Fülle des Göttlichen darin, das allein Ewige in der wechselvollen, vergänglichen Welt, wovon die Welt getragen wird, und was die Welt zur Schau trägt: dieses aus Gott Hervorgeoffenbarte ist nicht Persönlichkeit in sich, es hat vielmehr seine göttliche Persönlichkeit eben in Gott selber; es ist der offenbar gewordene Gott. Und dieses in Gott Persönliche, von Anbeginn hineinleuchtend in die Schöpfung, auf jeder ihrer höheren Stufen reicher sich enthüllend, in der Pflanze lebensvoller als im Steine,

in der geistigen Natur, im Menschen als geistiges Licht und Sittliches, wollte, in die Geister sich hineinsenkend, von Anbeginn sie dahin leiten, daß es sie voll erfüllen und, ganz gefaßt von ihnen, mit ihrem Ichsein, ihrer Persönlichkeit sie an und in sich ziehen könnte, so daß sie alle sagen könnten: ich lebe, doch nun nicht ich, Gott lebt in mir. Hiefür bedurfte es der Vermittelung. Nachdem im Volke Israel und bei den Weisen aller Nationen das Offenbaren Gottes theilweise war verstanden, das Leben Gottes in volleren Zügen von den Besten, jedoch immer nur sehr unzulänglich, aufgenommen worden, erschien uns der, welcher Gott ganz kannte, und die Fülle seines Lebens in sich trug: so ist dasselbe wiederum, nach dieser Seite hin, Person geworden. Darum sagt Johannes: das da von Anfang war, das Leben, das ewig ist, welches war beim Vater, das ist uns erschienen; das ewig Göttliche ist in das Fleisch gekommen, im Sohne Gottes ist es ein Mensch geworden, und der Menschheit einverleibt. Auch Paulus drückt dieselbe Wahrheit aus, obwohl nicht ganz so klar wie jener Jünger das Göttliche und Menschliche in dem Erlöser sondernd; auch schon Petrus deutet dieses Nebeneinander beider, wie ihr Einssein in dem Sohne Gottes, an. Was aber wichtiger ist, als dies alles, Christus selber erklärt sich aufs bestimmteste über seine Stellung zu Gott und zu der Menschheit, über seine wahre Zugehörigkeit zu dieser, wie über sein Einssein mit dem Vater, von welchem er ausgegangen, und von welchem er gleichwohl allezeit und ewig ungeschieden war.

Wir versuchen noch einige Schritte weiter auf diesen Bahnen der Betrachtung, und sagen, auf den Grund der klarsten Aussprüche des Herrn, das Folgende. Dazu, so sagen wir, hat der ewige Gott und Vater, welcher neidlos, die Liebe selber, die Fülle seiner Herrlichkeit nicht konnte in sich verschließen wollen, sie herausgestellt aus sich, in seiner Schöpfung sie erscheinen lassen, auf daß so göttliches und seliges Leben entstände neben seinem Leben: er schuf, damit er habe, was er, die Fülle seines Lebens mittheilend daran, zum Mitgenusse seiner Herrlichkeit berufen könnte. Er ist allein der ewig Allvollkommene, ohne Werden die anfangslos fertige, ewig seiende Vollkommenheit. Nur er kann dies sein, kein Zweites neben ihm: denn wollten wir ein Zweites, von seiner Vollkommenheit in nichts Verschiedenes denken neben ihm, es würde dasselbe wieder eben nur er selber sein; in allem fiele es mit ihm

in eins zusammen. So kann denn dasjenige, welchem er neben sich das Dasein giebt, nicht wieder schon ein fertiges Allvollkommene sein. Es ist werdende Vollkommenheit, bestimmt dazu, am Ziele des ihm gesetzten Entwickelungsganges auch Vollkommenheit zu haben, aber auch alsdann noch, als Verursachtes, verschieden von der ewigen Urvollkommenheit, und an sie gewiesen zu beständigem Nehmen und Empfangen. Die Welt ist dieses „ewig Weibliche"; die Welt wird, was sie sein soll, indem Gott sich giebt an sie. Sofern er dies thut, ist er ein Anderer, als sofern er, erhaben über Welt, Raum, Zeit und alles, ewig ruht in sich allein: ein Anderer, und doch derselbe, nicht eine zweite Person, wie zwei Menschen verschiedene Personen sind, aber wirklich ein Anderer in seinem Eingehen in die Welt, ein Anderer in seiner ewigen Allerhabenheit. Es ist ein Gott, von welchem alles ist, was ist; er ist vor allem, über allem, und in das All hinein hat er die ganze Fülle seiner Weisheit, Macht und Gnade hineinergossen: die ganze Summe seiner Offenbarungen entspricht ganz ihm selber. Wie er sich kund giebt, so ist er; der offenbar gewordene Gott, es ist er selber; in seinem Offenbaren geht er selber auf, in der Gesammtheit dessen, worin er uns sich offenbart, ist er ganz. Nennt dieses offenbargewordene Gottesleben das Wort, den Logos, eine Hypostase, oder immerhin auch, wenn ihr es einmal so gewohnt geworden seid, den Sohn: nur erkennet, daß jeder Ausdruck hier nur Bild sein kann, und daß im Sprachgebrauche der Bibel der Name Sohn immer das Menschliche an unserem Heilande, die besondere Verbindung, welche das ewige Wort mit unserer Menschheit eingegangen ist, mitbezeichnet; den ganzen Welterlöser nennt es uns. Es hatte freilich üble Folgen, daß man ohne Weiteres allein das Göttliche in ihm den Sohn genannt hat; aber die Geltung unserer Worte ist ja doch wie die der Münzen; es kommt nur auf die Werthbestimmung an. Und das ist gut, die Gottesoffenbarung in dem Heilande recht oft in ihrer innigen Verbindung mit allem, was aus Gott heraus in die Erscheinung tritt, sie als den Höhepunkt davon, die Spitze, in welcher dies alles in eins gebracht ist, aufzufassen.

Dieser Christus nebst allem dem Göttlichen in der Welt und in der Menschheit, welches theils Vorstufe, Vorbereitung auf das in ihm vollendete Hervorerscheinen Gottes, theils auch wieder

hiervon die Wirkung war, — der Verkündigung der Erlösung, und den Einrichtungen der christlichen Kirche, — ist dazu von Gott der Welt gegeben, damit hiedurch Geist und Leben Gottes, und zwar sein eigener Geist, sein Leben, wie er es selber lebt, sich mittheile an das Geschaffene; oder damit die Welt ganz ein Tempel Gottes werde, worin der Name Gottes allein herrlich, und der ganze Wille Gottes von Gotteskindern frei vollzogen werde. Das ist das Ende, wo Gott in allen alles, wo die Vollkommenheit der Welt gleich ist der göttlichen, nur daß sie, wie wir sagten, eine abgeleitete, durch Gott gewordene und fort und fort von ihm geschenkte bleibt. So soll von Gott her, durch seine Selbstoffenbarung, sein eigener Lebensgeist das All durchdringen und erfüllen, so die Welt hinangelangen zur Vollkommenheit. Die Welt voll Leben Gottes, nicht sie ein Zweites in der Gottheit, sondern in ihr ein Zweites aus dem Einen Gott, in ihrer Mitte ein Sohn Gottes, der Vollstrecker der Erlösung, und von ihm und seinem Vater her in der Geisterwelt wirksam der wahre, heilige, ewige Gottesgeist: das ist die heilige Dreiheit des Ureinen, welche uns in der Schrift gelehrt wird, und zwar als ein ewig Wesentliches in dem Sein der Gottheit. Denn nicht nur auf die Dauer des zeitlichen Entwickelungsganges des Geschaffenen waltet jene Dreiheit ob, sondern anfangslos und ohne Ende muß sie sein in Gott, weil er, unveränderlich sich selber gleich, der, der er war und noch ist, auch sein wird in alle Ewigkeiten, in sich zeitlos derselbe, und unfähig, sich anders darzustellen, als er ist.

Die Lehre von der Gottheit Christi, oder von der Verbindung der göttlichen Natur mit der menschlichen des Herrn, empfängt von jenen Betrachtungen ein helleres Licht als das, in welches unsere Väter zu Chalcedon dieses Dogma stellten, und an welchem die Reformatoren, mit Anderem beschäftigt, sich genügen ließen. Wir müssen aufhören die sogenannten beiden Naturen Christi in jene unnatürliche Verbindung hineinzuzwängen, vermöge deren man einen Gottmenschen gewonnen hat, welcher doch im Grunde weder Gott noch Mensch ist, und über welchem man überdies Gefahr läuft, was das Übelste von allem ist, den einen wahren Gott allmälig zu verlieren. Einen wahren Menschen, und den wahren Gott, der in ihm war, bedürfen wir; die Formeln von Chalcedon reichen nicht mehr aus. Selbst die, welche am strengsten festhal-

ten an den überlieferten Bekenntnissen, gestehen es. Und diese Orthodoxesten, wie erweitern sie die Lehre? Nicht anders, man kann es nur mit Verwunderung hören, als indem sie, in der That ganz folgerecht fortschreitend in der Richtung ihrer eigenen Vordersätze, den Erlöser für einen Menschen erklären, der von andern hinsichtlich seiner Verbindung mit dem Logos — — nur dem Grade nach verschieden war. Denn sie sagen, der Logos, da er nicht habe ganz in eine menschliche Natur, ohne wirkliche Zerstörung dieser, eingehen können, habe, um mit ihr sich zu vereinigen, alles das einstweilen aufgegeben, was in sie nicht einzugehen vermochte. Aber so, dächte ich, käme uns nicht nur der Logos selber abhanden auf drei und dreißig Jahre, denn nach dieser Lehre war, was von ihm während seiner Erniedrigung in das Fleisch nicht in diesem aufgehen konnte, auch überhaupt nicht; sondern es bleibt uns überdies in dem Heilande so nur ein Mensch, welcher einen vorzüglich reichen Antheil an dem Logos, aber doch darin nichts Wesentliches voraushatte vor allen andern Menschen, an welche auch der Logos mitgetheilt ist. Wo bleibt dabei der strenge orthodoxe Glaube! Man hat auch vorgeschlagen, um an jener Klippe vorbei zu kommen, den Logos während der Fleischwerdung in einer fortgehenden, durch alle Momente des Wachens und des Schlafens Jesu fortgehenden Selbstentäußerung zu denken, vermöge deren er seine Gottheit in sofern noch fortwährend gleichsam in der Hand behielt, als er nur immer im Begriff war, sie dahinzugeben, ohne es zu einem wirklichen Abschlusse dieser Verzichtleistung zu bringen. Fassen wir lieber die Einigung von Göttlichem und Menschlichem in Jesu minder äußerlich. Wir fanden, die Menschheit sei von Anfang her angelegt auf die Vollkommenheit, auf ein wahrhaftiges Einssein mit dem ewigen Gott in wahrer, durchgängiger Übereinstimmung mit seinem Willen, um theilzunehmen durch dieselbe an allem, was Gott hat. Damit dies Ziel erreicht werde, offenbart sich Gott; in ungezählten Strahlen umleuchtet uns seine Herrlichkeit. Die Menschenseele ist wie ein Spiegel, in dessen Brennpunkt diese ganze Fülle der Klarheit und des Lichts soll aufgenommen werden, um in hellem Scheine von da zurückzustrahlen. Ist unsere Seele eine ungetrübte Spiegelfläche, so wird sie dem genügen können; ist sie hingegen getrübt, durch Sünde unrein, in ihrer Selbstsucht abgewendet von dem Quell des Lichts, so ist sie unfähig für ihre Auf-

gabe. Aber unsere Seele ist, durch das Schaffen Gottes, eine Lichtnatur, und das Licht vermag es, sie anzuziehen, sie zu durchläutern. Das Licht, die göttliche Vernunft, erglänzte über der Menschheit immerdar, und ging allmälig heller in den Menschenseelen auf; in Israel waren ihm breite Bahnen eröffnet, und immer besser lernten die Menschen die göttliche Wahrheit fassen und verstehn. Hiebei war von entscheidender Bedeutung, wie bildsam, wie begabt, die Menschenseelen waren. Und gab es wirklich eine Seele, welche, bewahrt durch Gott vor jeder Unreinheit, von ihm begabt war mit allem, was eine Menschenseele adeln kann, so mußte sie, wie sich im Spiegel klarer tiefer Wasser die ganze Sonne darstellt in der vollen Stärke ihres Glanzes, den offenbaren Gott nach seiner ganzen Herrlichkeit zu fassen im Stande sein; und alles, was sie faßte, mußte wieder aus ihr ungetrübt hervorerscheinen. Wir glauben, daß es zum Begriffe der Menschheit gehört, wie ihn der Ewige faßte, als er die Menschheit schuf in seiner Gnade, eine solche Seele, das Urbild aller Menschenseelen, aller Geister, aufzuweisen; wir kennen eine solche, in unserem Jesus Christus trat sie in die Menschheit ein. Und wir brauchen gar nicht ängstlich, mit bewaffnetem Auge, nachzuspüren, ob auch wirklich nirgend ein Unreines, ein Stäublein an dem Herrn hafte: wir fühlen und empfinden es, er war voll Erkenntniß, voll Liebe Gottes, voll göttlicher Herrlichkeit, ganz deren voll im Leben und im Sterben. Wer es weiß, wie Jesus war, wie Jesus liebte, wie er, reinen Herzens, ganz rein, sich der Unreinen erbarmte, wie er, voll Wahrheit, voll Gnade, alles Finstere in uns erleuchten, alles Böse aus der Seele tilgen kann: der weiß, wie Gott ist, dem hat Gott vollaus sich offenbart. Wer Jesum sieht, sieht den Vater; wer ihn hat, hat den Vater.

Sollen wir es anbeten, das Göttliche in ihm, worin die ewige Gottesoffenbarung an uns sich vollendete, und worin alles sich beisammen findet, was Gott, aus sich heraus, hineinlebt in die Schöpfung? Was fragen wir noch, was kann noch in uns sein, was nicht sich beugte vor jener Herrlichkeit, und nicht liebend an den Sohn sich heftete? Nur eins ist noch, was größer ist, als er: nur der ist größer, von dem, durch den der Sohn ist, und von dem er alles hat. Tiefer, als vor dem Sohne, kannst du nur vor dem Vater deine Seele beugen, aber das Göttliche im Sohne,

nur dies ist Gegenstand unserer Anbetung vor ihm, kannst du es lostrennen von Gott? weis't es nicht dich vielmehr unmittelbar zu ihm? Im Sohne den Vater anbeten, durch den Sohn zum Vater hingeleitet, das ist christliche Gottesanbetung, für die das Herz des Christen nicht erst der Antriebe vom Verstande her, und keiner rechtfertigenden Nachweise bedarf.

Christus ist unser Versöhner; nach unserem kirchlichen Lehrbegriffe vornehmlich dadurch, daß er eine Summe von Schmerzen ertrug, die dem ganzen von allen Menschen je verschuldeten Strafmaße entspricht, und blutend, sterbend einen Zorn beschwichtigte, welchen der unantastbar Hohe über die Verletzung seiner Ehre durch die Menschen empfunden haben soll. Die einhelligen Aussagen der Schrift hingegen versichern uns, aus Liebe habe Gott der Welt den Heiland gesandt, die ewige Gottesfreundlichkeit habe eben darin sich uns vollaus offenbaren wollen. Und so bleibt wohl nur noch dies die Frage, ob nicht neben der Liebe in Gott eine Gerechtigkeit zu denken sei, die eine Abfindung verlangte. Aber im Wesen Gottes ist kein Zwiespalt und kein Widerstreit; auch giebt es keine Veränderung in dem ewig unveränderlichen Gott; er zürnt nicht heute, morgen wieder ausgesöhnt; er ist nicht bald nur gerecht, und bald nur gnädig; in allem ist er stets sich selber gleich, in allem ganz Liebe, unendliche und unveränderliche Liebe. Gewiß, eben die Liebe Gottes, in welcher er uns erretten wollte von der Sünde, ohne die Freiheit, die er uns geschenkt hat irgend aufzuheben, und die durch unsere Sünde hervorgerufene Nothwendigkeit einer Entkräftung ihrer Reize, wie eines Beweises von der Überlegenheit der Gnade über sie, vermittelte jenen Vorgang, worin sowohl die ganze Argheit und Verwerflichkeit der Sünde, als auch die volle Herrlichkeit und Siegesmacht des Guten, klar hervorerscheinen sollte. Dieser Vorgang ist der Tod des Heilandes nebst seiner Auferweckung aus dem Grabe. Durch dieses beide, wenn wir es wohl verstehen lernen, geht in uns die größte der Veränderungen vor: wir werden dadurch wieder in die rechte Stellung zum Vater zurückgebracht; unsere Sünde wird getilgt durch seine Liebe und die Liebe seines eingebornen, für uns freudig in den Tod gegangenen Sohnes. Und wenn diese Liebe mächtig wirksam eindringt in unsere Seele, wenn wir so inne werden, daß es eine volle kräftige Sündentilgung giebt durch Gott, dann kann uns unsere

Sünde nicht mehr ängstigen; wir fühlen uns versöhnt, und sind es. Auf unserer Seite ging die Veränderung vor, nicht bei Gott. Und in demselben Augenblicke, in welchem durch unser Hintreten zu dem Heilande, unsere Herzensdahingabe an ihn, die Sünde anfängt, wirklich in uns abzusterben, entsteht auch im Herzen die Gewißheit, daß sie wahrlich noch gänzlich in uns untergehen und dafür Christi Geist und Leben in uns mächtig werden muß; daß Gott, für welchen jedes Zukünftige ein ewig Gegenwärtiges ist, uns schon nicht mehr in unserer Unvollkommenheit und Sünde, sondern schon in unserer von uns noch unerreichten, himmlischen Verklärung sieht. Dies ist, was man die Rechtfertigung durch den Glauben genannt hat, und was nur gemißdeutet den Eifer in der Heiligung lähmen kann: in seinem rechten Sinne ist es der alleinige Grund unsers vollen Friedens, und die Urkraft unseres neuen Lebens.

Der Eintritt dieses neuen Lebens in uns, wie die Erlösung selber, ist ein Wunder, das heißt, ein schöpferischer Anfang neuer Lebensentwickelungen. Denn das ist das Wunder: ein Vorgang, welchem in unserer ganzen Erfahrung kein Früheres entspricht. Wir können unmöglich heute noch den Begriff des Wunders so, wie unsere Väter seit den Zeiten des Thomas von Aquino, fassen. Sie nahmen bei Gott, dem unveränderlich sich selber Gleichen, zweierlei, und zwar einander entgegengesetzte Weisen des Wirkens an: ein der Natur gemäßes, und ein deren Verlauf naturwidrig durchkreuzendes. Diese Unterscheidung liegt aber nicht im Sinn des Wortes Wunder, welches die germanischen Sprachen zur Benennung dessen wählten, was die Grundsprachen der Bibel vielmehr als ein Wahrzeichen, oder auch als ein Hervorragendes, Leuchtendes bezeichneten. Wir sind gewohnt diese außerordentlichen Dinge Wunder zu heißen, und bringen uns damit ihren Eindruck auf uns zur Vorstellung: diese Dinge, das sagt das Wort, setzen uns in Verwunderung. Dessen aber, was uns verwundern kann, ist gar viel: in der That, alles, was wir uns nicht zu erklären wissen, alles uns Unbegreifliche ist für uns wunderbar; aber für Gott ist nichts ein Wunder, ihn kann nichts zur Verwunderung bringen. Wir Menschen können wirklich gar nichts bis hinein in seine letzten, tiefsten Gründe erklären; den Denkenden wird alles, worüber er tiefer nachdenkt, zur Bewunderung bewegen. Inzwi=

schen kann man nun doch nicht immer in diesem Zustande begriffen sein, und so macht es sich von selber, daß wir, gewöhnt an das alljährlich oder täglich Wiederkehrende, an das Keimen der Saaten auf unseren Äckern, an das feste Kreisen des Weltalls in dem eigenen Gleichgewichte, aufhören, staunend diese Geheimnisse wahrzunehmen; die beständige Erneuerung derselben Eindrücke macht uns vertraut mit ihnen. Geschieht hingegen vor unsern Augen, was wir noch nie gesehen haben, so erregt dies unser Staunen: je weniger wir uns im Stande sehen, eine große Erscheinung irgend aus Früherem uns zu erklären, um so mehr wird sie uns Wunder nehmen. Die Unvergleichlichkeit des Vorgangs, der Mangel an entsprechenden Erscheinungen, die fehlende Übereinstimmung mit unseren Erfahrungen, dies macht das Eigenthümliche des Wunders aus. Verfolgen wir diese Spur, so ergeben sich uns zunächst drei große Wunder, und nur drei, die, an sich unvergleichlich, durch nichts ihnen Ähnliches bei uns eingeleitet wurden, und daher Wunder sind im vollsten Sinne: die drei großen göttlichen Urhebungen, deren keiner ein Entsprechendes voraufging: vor allem der erste Uranfang aller Dinge selber, die Schöpfung; sodann das Hervortreten des Welterlösers in der Menschheit; endlich unser Erwachen zum wahren vollen Menschsein in dem Lichte des Heilandes, oder die Entstehung unseres neuen Lebens. Dies sind die drei alleinigen Urwunder für die Menschheit: das Wunder des Vaters, des Sohnes, und des heiligen Geistes. Daß um dieses Dreifache herum, als unmittelbare Nachwirkung davon, noch Anderes liege, was uns auch in Verwunderung setzt, ist wohl nicht anders zu erwarten: die Kräfte in der Schöpfung, als sie zum erstenmale zu einander in eine feste Ordnung traten, werden schwerlich derselben sogleich ohne Schwankungen haben folgen können; und wenn vor Christi Lebensfülle, wo er einhertrat, das Siechthum sich zurückzog, Kranke gesund, und soll ich sagen Gestorbene, oder lieber sagen Sterbende, da doch einmal die Grenzen zwischen dem beginnenden und dem vollendeten Ersterben so flüssig sind, dem Leben zurückerstattet wurden, so ist auch dies nur in der Ordnung: die höhere Kraft muß ja wohl in höheren Wirkungen sich bethätigen. Wir mögen jedoch auch die Vorgänge dieser Art zu den Wundern zählen; am Namen liegt nichts, an der Sache alles. Aber um nun diese uns

klar zu machen, so viel wir können, laßt uns die Thatsachen von ihrer Auffassung durch die Berichterstatter sorgfältig unterscheiden. Der Eindruck, welchen ein und derselbe Vorgang hervorbringt, kann bei verschiedenen zu verschiedenen Zeiten, und unter veränderten Umständen ein sehr verschiedener sein: das eine Zeitalter, wenig darum bekümmert, den Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen, wie überhaupt Naturgesetze, zu entdecken, aber um so williger bereit, überall die eine letzte große Endursache aller Erscheinungen, Gott, anzuerkennen in seinem lebendigen, alles durchdringenden Wirken, zieht leicht ins Wunderbare, was eine andre Zeit, wo über dem ausschließlichen Werthlegen auf verständige Erkenntniß, auf die Erforschung des Natürlichen, das Gotteswalten in den Erscheinungen verkannt, wohl gar geläugnet wird, ohne Verwunderung, wie ohne Beugung vor dem Ewigen, betrachtet. Das Mittelalter und die Zeit, in welcher Jesus lebte, das Alterthum, und noch bis heute das Morgenland, neigen, religiös gestimmt im tiefsten Grunde, zum Wunderglauben und zu einem maßlosen Vermehren des Wunderbaren hin; in unseren Tagen mag man das Verwundern gar nicht gelten lassen. Der erleuchtete Bibelleser entgeht dem beiden; er lernt, den Hintergrund, man möchte sagen die Scenerie, der heiligen Begebenheiten, wie sie festgestellt ward durch die Überlieferung, zu unterscheiden von dem Wesentlichen in der Darstellung, und hütet sich nicht minder vor dem Unglauben bei den ewig großen Thaten Gottes, als vor dem Wahne, daß je Gott seine eigenen Gesetze störe, da er doch seine Werke immerdar nur völliger vollendet, durch Entfaltung dessen, was er in sie legte, und nie zurücknimmt, was er selber ordnete. Selbst die Erlösung und die Heiligung der Geister ist nur Vollendung ihrer Schöpfung, und im Grunde nur Ein Wunder ist das ganze Thun und Wirken unseres Gottes.

Die Sünde, das Einzige im Weltall, was darin nicht von Gott ist, haben die Gefallenen nur theils eigenem Verschulden, theils sich einander wechselseitig zuzuschreiben. Jeder kennt die Sünde aus mannichfaltiger Erfahrung; so kann jeder wissen, was sie ist. Auch ist es doch nicht so schwierig, sich ihre erste Entstehung in der Menschheit zu vergegenwärtigen, wenn man nur anerkennt, daß ihre volle Möglichkeit durch den Willen Gottes gegeben war, und indem sie, als volle Möglichkeit, zwar nicht dem

Menschen näher gelegt war, als die ihm ebenfalls gewährte entgegengesetzte, das Beharren im Guten, doch auch ganz ebenso wohl als dieses, die Folge seiner Selbstbestimmung sein konnte. Wenn denn nun so das vollkommen Mögliche geschehen ist: wer kann dies unbegreiflich finden? Man fasse nur die menschliche Freiheit nicht als ein von Anfang Fertiges, nicht als fertige Stärke in dem Guten; sie war, sie ist und bleibt hienieden ein Werdendes, und immerdar eine bedingte. Man suche Vernunft und Freiheit aufzufassen in ihrem Ineinssein, und es wird sich jene viel erwogene Frage wohl entwirren. Genug, die Sünde ist nun nicht mehr nur Möglichkeit; sie ist wirklich da, und so weit unsere Kunde von unserem Geschlechte hinaufreicht, so weit wird es uns als ein mit der Sünde behaftetes bekannt. Darein muß man wohl sich finden; und ich dächte, auch das sei eine alleingestandene Thatsache, daß jeder, sobald er zum Bewußtsein von sich selber erwachte, auch schon Sündiges antraf in sich. Dies beruht auf unserem Zusammenhange mit dem Geschlechte, dem wir angehören, und ist, wer kann es läugnen, ein angeerbtes Übel. Auch ist, bei dem so stetig allmäligen Aufwachen unserer Vernunft, unmöglich, genau den Zeitpunkt anzugeben, wo dabei unsere Mitschuld ihren Anfang nimmt. Aber sicher ist die sogenannte Erbsünde, sofern sie wirklich ein nur Ererbtes ist, auf keine Weise unsere Schuld; nur Übel erben fort, nicht sittliche Schuld. Daher kann auch das angeerbte Übel nimmermehr uns zugerechnet werden, und es ist Pflicht, dies auszusprechen, weil es Wahrheit ist. Wenn unsere Väter so viel von der Erbsünde redeten, und sie, im Augsburgischen Bekenntnisse, wirkliche Sünde nannten, so hatten sie darin allein in sofern Recht, als sie alles Sünde hießen, was wider die göttlichen Gebote ist, sowohl die Neigung, als die That; es dürfte jedoch sogar das Wort Erbsünde auch fernerhin geduldet werden, wenn man nur gründlich den Begriff berichtigen wollte. Indessen, wenn wir des mißverständlichen Ausdrucks uns entledigen, folgen wir nur eben dem Grundsatze, nach welchem die Reformatoren selber es vorgezogen haben, diejenigen Lehren, Formeln und Gebräuche, welche schon einmal Anschließungspunkte für den Aberglauben dargeboten hatten, lieber gänzlich abzustellen, als irgend Raum zu lassen für neue Irrungen. Vor allem in einer Zeit, in welcher sich die Mehrzahl an einer

oberflächlichen Kenntniß des christlichen Lehrbegriffs genügen läßt, kann man nicht ohne Nachtheil sich einlassen auf weitläuftige Vermittelungen zwischen Wort und Sinn. Und immer ist es eine gefahrvolle Bemühung, den alten Formen, nachdem ihr Inhalt sich erneuerte, künstlich ein ferneres Dasein zu verleihen: in der Schule kann dies allenfalls gelingen, im Leben nicht; die Menge kann den Künsteleien nicht folgen, und will sie nicht. Sucht man aber sogar, wie eben in der Lehre von der Erbsünde neuerlich, mit dem alten Lehrausdrucke auch den alten Inhalt unverändert zu erhalten, so geräth man darüber um so gewisser, durch die große Kunst, in das Verzerrte, je folgerichtiger man fortschreiten möchte auf der schiefen Bahn. Hat man doch sagen können, von dem großen Königsberger Weisen das benutzend, was vielleicht in seiner Lehre von allem das Schwächste war: unsere Sünde sei entsprungen aus einem vor unserem wirklichen Erdendasein von uns, in einem nur intelligiblen Sein, mit voller zurechnungsfähiger Freiheit ausgeübten Bösen! Wir wollen lieber daran uns genügen lassen, daß wir alle, was der Heiland, wie die ganze heilige Schrift, so klar hervorhebt, Sünder sind, in die Sünde schon hineingezogen durch unsere Zugehörigkeit zu dem Geschlechte, daß aber Gott uns niemals richtet, noch richten wird mit Ungerechtigkeit, sondern vielmehr in seiner Sünderliebe sich unserer annimmt, und von Ewigkeit das Böse uns zum Guten wenden wollte; daß jede Menschenseele, umgeben von göttlichen Erlösermächten, wohl gerettet, ja zu erhöhter Herrlichkeit geleitet werden kann, wofern sie nur die ihr gebliebenen Kräfte verwendet, wie sie soll, und kann.

Die Sünde ferner, ein und dasselbe dem Wesen nach bei allen, hat doch nicht alle in gleichem Maße ergriffen und durchdrungen: es giebt unter den Menschen wie körperliche und geistige, so auch sittliche Unterschiede von Geburt an, nach dem unerforschten Rathschlusse Gottes; und wie die Stärke der Begierden, so sind auch die Versuchungen von außen, und andererseits die schützenden, heilsamen Einflüsse, die uns umgeben, nach sehr verschiedenen Maßen ausgetheilt. Dies alles ist Gott bewußt; die Frage aber, wie er uns konnte, ohne unsere Wahl, in ein mit der Sünde schon behaftetes Dasein hineinverweisen, können die nicht aufwerfen, welche die Erlösung, die durch Jesum Christum geschehen ist, die Tiefe des Reichthums beider, der Weisheit und

Erkenntniß dessen kennen, der alle dem Ungehorsam anheimfallen ließ, um an allen sein Erbarmen zu beweisen. Wer sind wir, daß wir mit ihm rechten wollten? er wird doch Recht behalten in allem, was er thut, und wer ihn kennt, preis't dankbar und anbetend seine Wege, seine wunderbare Heilsgedanken über uns, seine allmächtige Welten schaffende, und welterlösende Gnade.

Dem Herrn, unserm Gott, verdanken wir die ganze Möglichkeit unserer Wiederkehr auf seine Wege, die Einladung, die Antriebe dazu, die Wiederaufnahme im von uns verlassenen Vaterhause: unser Werk dabei ist nur das Eingehen auf die Darbietungen unseres Gottes; dies eine sollten wir uns selber verdanken dürfen, wie andererseits die Sünde unsere That ist. Aber selbst dies, daß wir wählen können, ist göttliche Verleihung; — gleichwohl fragen wir, wie sich das Thun des Menschen beim Werke unserer Erneuerung zu dem göttlichen verhalte. Von Gott ist alles Gute, was wir haben, unser Werk nur die freie Annahme; wie Geben vom Empfangen, so unterscheidet sich das Wirken Gottes von dem menschlichen.

Die Sünde ist etwas Wirkliches nicht nur in den Einzelnen: sie ist auch etwas außer uns, indem sie uns umgiebt, verlockt, verleitet, auf uns einwirkend von außen; und wenn wir diesem Einflusse erliegen, so wird wieder dadurch die Summe des in der Welt vorhandenen Bösen und seine Macht vermehrt. Deshalb ist es wichtig, alles was Sünde ist, auch in seiner innerlichen Verbindung mit einander, als Ganzes aufzufassen. Zur Zeit Jesu waren Anschauungen dieser Art vorlängst in Gang gekommen und ganz allgemein verbreitet. Man unterschied von einem Reiche des Lichts und des Guten ein Reich und mannichfache Mächte der Finsterniß; man sprach von bösen Geistern, und dachte sie anfangs als Geister des Argwohns, Hasses, Zornes und der fleischlichen Gelüste, darauf als wirklich persönliche Wesen, eine große finstere Schaar; wobei man jedes dieser Wesen einzeln, gleichsam auf eigene Rechnung, thätig meinte. Andere erkannten das Unzulängliche dieser Vorstellung, bei welcher die eigentliche Hauptsache, der innere Zusammenhang im Bösen, unbeachtet blieb, und führten dadurch weiter, daß sie an die Spitze der vielen Dämonen ein Oberhaupt, den Teufel, stellten: jenen schon im Buche Hiob erwähnten Ankläger der Menschen, welcher, während nicht Gott

von Herzen, oder aus einem Antriebe in seinem Herzen selber, die Menschen betrübt und plagt, so viele schmerzenvolle Leiden über sie herbeizieht. Sie führten auf dieses Haupt der finsteren Mächte, den Satan, jedes Ärgste, jedes in seiner Art übelste Böse, das vollendet Schlechte, Teuflische, unmittelbar zurück. Auf diese Seite stellte sich der Heiland: nicht das geringste hat er je gesagt, wodurch der Glaube an die Dämonen wäre begründet, oder auch nur bereichert worden: seht alle Stellen an, wo er von den Dämonen redet, ihr werdet keine finden, die mehr enthielte, als die damals gäng und gäben Ausdrucksweisen, die er brauchte, wie wir vom Aufgange und Untergang der Sonne reden, ungeachtet unseres kopernicanischen Systems, und die er zu vergeistigen suchte, da sie nicht auf einmal sich beseitigen ließen. Wohl aber sprach er mit großem Nachdruck oft, im Kreise seiner Jünger, wie vor dem Volke, vom Teufel, und stellte ihn dar als die verführerische, den Menschen nur feindliche, in sich nur böse Macht, die im gesammten Gebietsbereiche des Bösen herrscht, die jeder fliehen, jeder bekämpfen soll mit aller Anstrengung, und deren Werke er, der Heiland, zu zerstören gekommen war. Wo er nur Böses wahrnahm, auch in der Stimme des Petrus, die ihm feigen Rath ertheilte, sahe er diese widersacherische Macht, und nannte sie, nannte ohne weiteres den Petrus hier den Satan, und gebot ihm, sich zurückzuziehen. Es ist wahr, auch er bezeichnete den Teufel als eine Persönlichkeit, aber doch nur in der Weise der farbenreichen Anschauung des Morgenlandes, welche in lebensvolle Bilder bringt, was die Verstandesschärfe des Abendlandes in Begriffe faßt; letztere oft nüchtern, und immer das überkommene ursprünglich sinnvolle Bild in Sinnloses verkehrend, wenn sie es ohne Weiteres scholastisch einzwängt in ihre trockenen, kalten, starren Formen.

Diese Bemerkung gilt theilweise auch für die Engellehre. Wer kann bezweifeln, daß es in der Unermeßlichkeit des Alls auch noch höhere Geister giebt, als unsere Menschengeister? Gewiß, Gott hat nicht bei dem Menschen aufgehört zu schaffen. Und wenn uns Menschen die Erde selber, nebst allem, was sie erzeugt aus ihrem Schoße, unterbreitet und zum Anschauen, wie zum Gegenstande unserer Einwirkungen angewiesen ist; wenn das ganze Wirken Gottes im Bereiche der körperlichen Dinge nur ein mittelba=

res ist, vermittelt theils durch die Ordnungen und Kräfte der Natur, theils durch der Menschen Hand; wenn Gott sogar auf die Menschen vielfältig mittelbar wirkt, bald durch Ereignisse, bald durch Menschen, und darauf, daß er seine Werke uns zu sehen, seinen Willen uns auszurichten giebt, unsere Menschenwürde allein beruht: wie sollte denn undenkbar sein, daß wieder unser Thun und Leben betrachtet wird von höhern Geistern, denen es vergönnt sein könnte, das freilich in allem allein eigentlich wirksame göttliche Thun mit ihren Thätigkeiten zu begleiten? Gott ist es, der der Erde die Fruchtbarkeit verleiht, aber der Acker trägt nicht wenn ihn nicht die Menschen anbauen. Gott redet zu den Menschen, und giebt in ihre Herzen seinen Geist, aber durch Menschen redet er zu den Menschen, oder auch durch große Vorgänge, und eben unser inneres Verständniß dieser Rede ist Geist von seinem Geiste. So wirkt er selber alles, was er wirkt, aber mittelbar bewirkt er es, und jedes Höchste, wovon wir wissen, thut er nur durch Menschen an den Menschen. Sollten nicht eben diese wieder, von einem höhern Standpunkte aus durch höhere Wesen angeschaut, deren Antheilnahme anbefohlen sein? Mindestens lag es von frühe an den Menschen nahe, zwischen sich und Gott manche Zwischenwesen zu vermuthen, und an diese sein Wirken, sein Hineingreifen in das Erscheinende zu knüpfen. Sie fühlten sich gedrungen, sein Walten von ihm selber, von seinem über die Welt erhabenen, wandellosen Wesen zu unterscheiden; sie nannten es Sendung, Botschaft von ihm, und dies war die Urbedeutung des Engelnamens im Hebräischen und Griechischen: Engel des Herrn, heißt Sendung, oder Bote von dem Herrn. Wo große unerwartete Aushülfe von ihm her sichtbar wurde; wo seine Macht sich kund gab in ungewöhnlicher Erscheinung; wo er in gewaltigem Gerichte auftrat, oder schonend und in großer Liebe: da schaute man in den Vorgängen die Zusendung von ihm, schaute dieselbe an als ein Lebendiges, nannte sie seinen Boten, seinen Engel, und sahe der Engel um so mehrere, je mehr man sich gewöhnt hatte, hinter jedem Erscheinenden einen Geist, ein Lebendiges wahrzunehmen. Mancher noch jetzt liebt diese Weise der Vorstellung, mancher im Übermaße, anderen ist sie ungewohnt, unwillkommen: das Wesenhafte soll uns in beiden Fällen der Glaube an die Unermeßlichkeit der Geisterwelt, an Sendung von dem Herrn, an

sein in allen Dingen für sich genugsames, alles leitendes, und in allem allein urheberisches Walten bleiben.

Endlich die Lehre von der Vollendung des Reiches Christi, von seiner Wiederkunft, der Auferstehung der Todten und der ewigen Seligkeit und Verdammniß, sind in der Form, in welcher sie die reformatorischen Lehrbegriffe unverändert, mit alleiniger Hinweglassung des Fegefeuers, aus der katholischen Überlieferung herübernahmen, einer gründlichen Erneuerung bedürftig. Denn eben hier zeigen sich die Mängel der alten kirchlichen Art und Weise der Dogmenbildung nur allzu klar. Diese erfolgte vermöge eines Ineinandermischens der verschiedenen urchristlichen Lehrformen, wie sie bis um die Mitte des zweiten Jahrhunderts sich gebildet hatten. Bis dahin bestand die Kirche aus mehr oder weniger, aber immer irgendwie getrennten christlichen Genossenschaften, deren jede ausschließlich dem einen oder anderen der Apostel, ihrem Bekehrer, zugewendet war: seit jener Zeit, als man die Nothwendigkeit eines festen Zusammenhaltens inne wurde, kam man überein, wechselseitig jede der verschiedenen apostolischen Lehrarten anzuerkennen, jede noch vorhandene Apostelschrift als Richtschnur der reinen Lehre anzusehen. Auf dieser Grundlage entstand nach und nach ein Lehrgebäude, in welchem man alle Auffassungen, für die sich ein Apostelzeugniß geltend machen ließ, ohne weitere Verarbeitung, ohne innerliche Ausgleichung, oft ganz äußerlich, zusammenschob. In der Lehre von den letzten Dingen wurden Christi Aussagen, und was er bildlich, was er im eigentlichen Sinne gesagt hatte, wie es ihn Matthäus, und wie es ihn Lukas sagen ließ, die Anschauungen des Petrus, des Paulus, Johannes und der Apokalypse, so gut es gehen wollte, mit Ausscheidung des gänzlich Widerstrebenden, in eins gezogen, und so entstand das uns bekannte Gemälde, welches uns den vom Himmel zum Gerichte wiederkehrenden Erlöser umgeben zeigt von Auferstehenden, die sich zu seiner Rechten und Linken sammeln, seinen Richterspruch empfangen, und darauf in die Verdammniß, oder zur Seligkeit eingehen. Aber sondert man nun wieder, was deutlich Christus selber, was er bei allen, oder nur bei einigen Evangelisten sagte, was diese, was die Apostel hinzufügten, was Bild ist, und was eigentlicher Lehrgehalt; sieht man jedes Einzelne, jedes in seinem ursprünglichen Zusammenhange

an, so verschwinden uns zwar manche vielleicht uns lieb gewordene, obwohl in Wahrheit unbefriedigende Züge jenes Bildes, aber es zeigt sich auch die Möglichkeit, ein besseres, innerlich verbundenes Gedankenganze zu gewinnen. Alle Anstöße, die wir mit Recht an jener herkömmlichen Fassung der Lehre von den letzten Dingen nehmen, fallen so hinweg, namentlich die Wiedererweckung des Verwes'ten, des in die Erde gesenkten Fleisches, wofern man darunter das nur Verwesliche an uns versteht. Im Munde unseres Heilandes ist das Auferstehen eins mit dem Eingehen in das selige, ewige Leben, und über unsere Leiblichkeit im Jenseits giebt er uns Aufschluß, wenn er sie eine engelgleiche nennt, oder entsprechend den tiefsten jüdischen Ahnungen vom Geisterleben in der oberen Welt. Der Apostel fügt dem das Bild vom Samenkorne hinzu; in seinem zwiefachen Zustande, umgeben von der groben erdigen Scholle, in die man es versenkte, und in seinem Hervorgehen aus dem Dunkeln an das Licht der Sonne, zum Wallen in den reinen, freien Lüften, entspreche es dem, was wir dem Leibe nach hienieden sind, und was wir dort sein werden.

Das Gericht, nach dem Briefe an die Hebräer eine unmittelbare Folge unseres Todes, ersparte der Herr dem Reuigen, der ihn am Kreuze um Erlösung bat; er verhieß ihm eine Seligkeit, welche er noch an demselben Tage schmecken sollte. Wer glaubt, wird nicht gerichtet, wer nicht glaubt, hat schon, eben hierin, sein Gericht empfangen; nur die Vollstreckung des Gerichtes zögert noch. Aber sie kommt herbei für jeden Einzelnen; ein jeder wird empfangen, was seine Thaten, aufs genaueste abgewogen nach der Gesinnung, in welcher sie geschahen, nach dem reinen Baargehalte an wahrer, ungefälschter Liebe, werth sind. Und außerdem kommt auch ein großer Endabschluß für das Reich des Herrn auf Erden, ein allgemeiner Endübergang des Diesseitigen in das Jenseitige. Das Wie ließ sich uns nur von der einen Seite, von welcher dieser große Vorgang uns wird zugekehrt sein, einigermaßen kenntlich machen, aber diese Seite ist doch nur die untergeordnete; die volle Wahrheit dieses Vorganges kann kein Bild erschöpfen.

Im Jenseits hört für uns die Zeit auf, dieses wunderbare Ineinsseins von Vergangenheit und Zukunft, zwischen welchen hienieden die Gegenwart uns fort und fort zerrinnt, verschwin-

dend in jedem Augenblicke, bevor man ihn erfassen kann. Dort werden Vergangenes und Zukünftiges für uns je mehr und mehr aufgehen in einer festen, immer sich selber gleichen Gegenwart, während hier die Gegenwart im Grunde niemals ist, hier nichts ist als ein rastloses Vorübereilen. Und demgemäß wird es mit Lohn und Strafe eine andere Bewandtniß dort haben, als im Diesseits; hier ist beides nach Zeitmomenten auszumessen, aber wir treten hinüber in die Ewigkeit. Hienieden ohne irgend eine Anschauung von dem Unterschiede zwischen der Zeit und ihr, können wir doch so viel bemerken, daß sie nichts weniger ist als nur eine endlos fortgesetzte Zeit, wie vielleicht auch, daß andererseits unser erster Hinübertritt in das Ewige nicht schon kann unsere schließliche Vollendung selber, unsere volle Verewigung sein; die vielmehr dies wird sein müssen, daß wahrhaft der allein in sich Ewige, Gott, in allen alles ist. Weislich hat seine Liebe uns den vollen Einblick in das Jenseitige verwehrt: ein solches Anschauen, unvereinbar mit unserem beschränkten Dasein in der Zeitlichkeit, würde unsere Aufgabe hienieden, unser Werden in der Zeit, zerstören: es würde mit dem Geschenke der Freiheit, unserem werthvollsten Besitze, mit unserem freien Wählen zwischen Gut und Böse, unvereinbar sein. Denn könnte dem Sünder die ganze, nur zu oft nicht hienieden abgeschlossene Reihe der schmerzenvollen Folgen seiner Übertretung, diese ganze Summe von Leid und Qualen, die er sich bereitet, unverhüllt in ihrer Schreckgestalt, und daneben die ganze Fülle der Seligkeit, die ihm in Zeit und Ewigkeit erblühen soll aus dem Gehorsam gegen Gott, vor Augen stehen in der Stunde der Versuchung: was wäre alsdann seine Wahl? was wäre sie anders, als eine bloße Naturnothwendigkeit? Sittlich frei, eine vernünftige Wahl wird unsere Entscheidung nur, indem wir zwischen dem den Sinnen gegenwärtigen Reize, und dem Vernunftgebot, der Lust des Augenblicks und der Verheißung Gottes, mit fester Überzeugung wählen. Darum müssen denn die Folgen unserer Handlungen, vor allem die im Jenseits, für uns einstweilen ein Verhülltes bleiben; aber man nehme es nur um so weniger zu leicht mit dem, was unserer Anschauung entzogen ist, läugne nicht das hinweg, was man nicht kennt, und sage nicht dem Sünder, er werde, ungeachtet alles Sündigens im Leben, doch gewiß nach dem Tode die ewige Se-

ligkeit erlangen durch Gottes Liebe, die unvereinbar sei mit einem jenseitigen, den Schranken der Zeit entnommenen Strafen: weiß man denn, was das ist, was nicht mehr Zeit ist, und was das Büßen ist im Dasein nach dem Tode? Dem Sünder sage man, daß an die Zeit die Ewigkeit sich anschließt; daß ein Mensch, der mit seinen Sünden, ohne wahre Anfänge in der Heiligung, hinübergeht ins Jenseits, wirklich auch mit seinen Sünden eingehe in die Ewigkeit; und daß die Qualen im Gewissen und jeglicher Verlust, den uns die Sünde hier bereitet, wie nichts sei im Vergleiche mit dem, womit sie, hier unvergeben, ungetilgt, sich jenseits strafen wird. Die Lehre von dem letzten seligen Endziele aller Dinge, sie ist für die, die schon in Wahrheit glauben an die Erlösung in dem Heilande, und diesen enthüllt sie sich von selber. Die Schrift enthält sie, jeder, der es werth ist, kann sie in ihr finden. Aber selbst unser Herr, wenn er zum Volke redete, verschwieg sie, und überhaupt ließ er das unerhellt, was unser schwaches Auge nicht deutlich sehen darf und kann: was wir erfahren mußten, um hier das Heil, droben den ewigen Frieden zu erlangen, das hat er vollaus uns verkündigt.

In Beziehung auf alle in dieser Darstellung berührten Lehren entfernen sich die Überzeugungen der Zeitgenossen am weitesten von einander, und mehr oder minder auch sämmtlich vom alten protestantischen Lehrbegriffe *). Sie nehmen jedoch zu diesem eine zwiefache Stellung ein: die einen heben das hervor, worin sie mit ihm eins geblieben sind; die anderen legen auf die Abweichung

*) Selbst die, welche sich, obwohl nicht alle Gegner der Union, für streng rechtgläubig ansehen, sind hier nicht auszunehmen. So z. B. möchte jetzt schwerlich noch irgend ein evangelischer Christ es glauben, daß die ohne Taufe gestorbenen Kinder durch ihre Erbsünde alle verdammt seien unterm ewigen Gotteszorn, wie dies nicht nur die Augsburgische Confession im zweiten Artikel sagt, sondern auch die Strenge des ursprünglichen protestantischen Lehrbegriffs es fordert. Unsere neueren Starrgläubigen räumen auch ein, daß derselbe einer Fortbildung bedürfe, suchen sie jedoch nur in einer feineren Ausarbeitung der darin gegebenen Formen. Sie werden sich entschließen müssen, auch das uns zuzugestehen, daß sie vom Inhalte selber manches aufgegeben haben.

den Nachdruck, und übersehen darüber ihre wirklich noch theilweise vorhandene Übereinstimmung mit ihm. Aber beide Richtungen, unwahr, wenn man sie einseitig verfolgt, führen in die übelsten Verwickelungen. Sucht man die wirklich eingetretene Veränderung in der Auffassung zu verdecken, will man immer nur vermitteln, was ohne Künsteleien nicht geschehen kann, so verschuldet man es, daß die einsichtslose, dem Alten einmal entfremdete Menge, unfähig, auf jene Vermittelungen einzugehen, sich mißtrauisch zusammenrottet, um die ganze Überlieferung zu zertrümmern. Und zerreißt man andererseits die unentbehrlichen und starken Fäden, die von dem Alten zum Neuen hinüberleiten, so verliert man das Wahre in dem Alten, und das Neue, losgetrennt von seinem Grunde, nirgend wohlbefestigt, bleibt ein lockeres Hirngespinst, haltlos in sich, von jedem Windstoße durchlöchert.

Verfolgen wir einseitig jene Bahnen, so gerathen wir immer weiter auseinander, und die Wahrheit läuft Gefahr dabei; die Parteien erhitzen sich, die Liebe wird verläugnet, das Band der Einheit unter uns zerrissen. Aber noch ist das Zerfallen unserer Kirche abzuwenden; es giebt noch für uns einen Weg zu einer so weit umfassenden, als wahren brüderlichen Einigung; einen Weg, welchen freilich leider nicht alle, die jetzt evangelische Christen heißen, aber doch beinahe alle, wählen können, und auch wählen werden: die geschichtliche Bestimmung des Begriffes unserer Kirche, und das Ausgehen von dem gegenwärtigen Zustande in ihr, wie er wirklich ist. Wir haben nur nöthig, einander vorläufig in der Kirche die Stelle zu gönnen, die wir bisher eingenommen haben, und dabei die Grade unseres Einverständnisses, oder unserer Entfernung von einander, in Liebe, unter ehrfürchtigem Hinblick auf den Herrn der Kirche, der über uns alle richtet, abzumessen. Man sehe die unter uns vorhandenen Verschiedenheiten der Auffassung genau an: man unterscheide, ob der Streit das Hauptsächliche und die Grundlagen angeht, oder nur Nebendinge, Folgesätze. Sollte sich uns dabei hier und dort das erstere zeigen, so löse man die bisherige Verbindung auf; die Pflicht der Wahrheit fordert es: aber über jede anderweitige Verschiedenheit wird man, mindestens nach und nach, sich friedlich einigen können.

Es entstehen hier folgende Hauptfragen: die erste, wollen wir alle noch ferner evangelische Christen sein; die zweite, was gilt

uns als oberster Grundsatz unserer Kirche; die dritte, wie haben wir auf dieser Grundlage die Freiheit für die öffentliche Lehre, mit Ausschluß der Lehrwillkühr, festzustellen.

Die Antwort auf jene erste Frage ist nicht zweifelhaft: die bei weitem größte Zahl der in unserer Kirche getauften Christen will noch evangelisch sein. Mancher erweis't unseren Gottesdiensten eine sehr geringe Theilnahme, aber den Christennamen läßt er sich nicht absprechen. Schon hiedurch bleibt er mit unserer Kirche, zunächst äußerlich, verbunden, und sein Inneres hat sie nicht zu richten. Jeder, wie offenbar seine Irrthümer und seine Sünden sein mögen, gehört ihr, einmal in sie durch die Taufe aufgenommen, wirklich an, bis zu seinem Übertritte in eine andere Kirche. Die unsrige stößt keinen aus; sie hat gar keine Excommunication: nur von ihren Ämtern, und von der vollen Ausübung der Gemeinderechte schließt sie, auf eine Zeitlang, aus. Aber sogar die, welche sich vermöge ausdrücklicher Erklärung von ihr trennten, hat sie für die Ihrigen so lange anzusehen, als sie noch keiner anderen Kirche angehören: als kranker, der Pflege vor allen anderen bedürftiger Glieder soll sie sich ihrer annehmen. Es giebt gar nichts völliger Unevangelisches, als die leider jetzt so laute Aufforderung gewisser Christen an die mit ihnen Einverstandenen, zusammenzutreten unter sich, um sich loszusagen von dem großen jetzt beginnenden Werke der Erneuerung unserer Kirche, und von der Gemeinschaft mit der weit überwiegenden Mehrzahl der Genossen derselben; ein Mißgriff, bei manchen ein übler Hochmuth, welcher seine gerechte Strafe in dem immer fortgehenden Zusammenschrumpfen dieses schon jetzt an Zahl geringen Häufleins finden wird. In der That, wie viel innere Verkehrtheit gehört dazu, gern sich selber für stark im Glauben, und irgend einen Menschen, der uns sagt, daß er Christum anerkennt für seinen ihm von Gott gesandten Führer, seinen Meister, einen Lügner, einen innerlich Ungläubigen zu nennen! Die Liebe ist das Merkmal ächter Jüngerschaft; das Richten, das Ausraufen des Unkrauts mit vertilgungssüchtiger Hand, ist uns vom Herrn verboten. Und wer nur irgend Glauben hat, weiß, daß der Glaube im Keime vollständig schon da vorhanden ist, wo man die Führerhand des Herrn ergreift, entschlossen, sich seiner Leitung hinzugeben; daß jederzeit der Glaube, ein freies Geschenk der Gnade Gottes, demüthig macht, uns antreibt, nicht unsere

Brüder von uns zu stoßen, wenn wir stärker sind, als sie, sondern ihnen gern zu dienen mit der uns geschenkten Gabe, und daß Gott allein sich selber vorbehalten hat, untrüglich es zu wissen, wie es ist mit unserem Herzen. Im Herzen des schwächsten Menschen und des groben Sünders kann immer doch ein wahrer, sei es schwacher, sei es, wie bei dem Schächer neben Jesu Kreuze, ein hochzuversichtlicher und starker Glaube sein: wir Menschen wissen nicht seine Grade abzumessen, und nur Thoren werden sich damit beschäftigen. Nicht anders ist es mit dem Urtheile über die mangelhafte Erkenntniß und die Irrthümer, die wir bei unseren Mitchristen bemerken; niemand darf einem Bruder den Glauben absprechen um dieser oder jener von ihm gehegten irrigen Meinung willen; der Glaube kann dennoch ächt sein, umwuchert von großen Irrthümern. Und wenn nun gar der nach unserer Meinung Irrende, oder im Glauben Schwache, uns gern es zuläßt, dem Herrn zu dienen in der uns bewährten Weise, und wir wollten dafür ihm Geduld und Liebe unsererseits versagen: wie wenig wäre dies im Sinne unseres Herrn, wie unwürdig? Den Schwachen kann ja nur geholfen werden, wenn sie in Verbindung bleiben mit den Stärkeren, und die wirklich Stärkeren scheuen nicht zurück vor ihren schwächeren Brüdern: die sind die Schwachen, die nicht glauben an des Herrn Hülfe. Wenn aber jemand nur vorgäbe, er nenne Christum seinen Meister, so haben darüber doch nicht wir zu richten, sondern allein Gott; wir sollen in diesem Falle den Schuldigen diesem höheren Gerichte überlassen. Und so sind wir durch nichts berechtigt, jetzt irgend einem unserer Brüder den Wunsch, Theil zu haben an unserer Kirche, zu versagen; wir haben hier keine Wahl, wenn uns Christi Wille heilig ist. Was verlieren wir denn auch dabei? Wir wollen zunächst ja nur mit Zuverlässigkeit erfahren, wie es steht um unsere Kirche; darum suchen wir den mittleren Durchschnitt der jetzt in ihr vorhandenen Gläubigkeit. Gesetzt, es zeigte sich uns dabei ein uns überraschender Mangel, eine übergroße Dürftigkeit, so würde uns alsdann unbenommen sein, entweder unsere Kräfte um so treuer dieser armen Kirche zuzuwenden, oder, wenn uns dies vergeblich dünken sollte, uns mit dem Häuflein der Gleichgesinnten zu verbinden. Aber wieder wird sich zeigen, daß noch Christus von seiner Kirche nicht gewichen ist; daß Gott noch jetzt, wie in den

Tagen des Elias, nach Tausenden die Gläubigen zählt, während wir, in krankhaftem Eliaseifer, wähnen, allein zu stehen. Und wenn die Gemeinden zur Wahl ihrer Vertreter aufgerufen werden, so werden ja doch nicht vorzugsweise die Unkirchlichen sich zusammenfinden und Unkirchliche erwählen, sondern wer ohne innere Antheilnahme an den Angelegenheiten der Gemeinde ist, bleibt aus; die anderen können und werden Männern ihr Vertrauen schenken, die ein Herz für unsere Kirche haben, und die auch noch zu finden sind, mindestens zu Tausenden unter den Millionen Angehöriger unserer deutschen Kirche*). Einstweilen wollen wir uns

*) Man macht es dem Vorschlage des preußischen geistlichen Ministeriums zu einem Wahlgesetze für die Gemeinden zum Vorwurfe, daß derselbe bei den Urwählern und den zu Wählenden nur auf Selbstständigkeit und Unbescholtenheit dringt. Die rheinisch westphälische Kirchenordnung vom J. 1835 erklärt nur die für stimmberechtigt und geeignet zu Vertretern der Gemeinde, welche die Gnadenmittel der Kirche fleißig gebrauchen, und ein erbauliches Leben führen. Aber wollte man nicht das Schreckbild der Kirchenzucht schon durch jene Vorlage aufs neue heraufbeschwören, so waren Ausdrücke dieser Art zu meiden. Man hätte gleichwohl eine Unbescholtenheit in kirchlicher Beziehung fordern können. In der Wirklichkeit wird die Vertretung der Gemeinde gewiß nicht Unwürdigen aufgetragen werden, und es kann uns nur lieb sein, wenn sich die Gemeinden, mit Ausschluß aller nicht Volljährigen, oder von andern durchaus Abhängigen, — in großen Fabrikorten würde deren Zuziehung am mißlichsten sein, — recht vollzählig bei der Wahl betheiligen. Daß der Entwurf den Laien ein Übergewicht über die Geistlichen zu sichern suchte, war, da es jetzt vor allem auf die Stimme der Gemeinden ankommt, nur dankbar anzuerkennen; doch dürften vielleicht die sämmtlichen Geistlichen zuzuziehen, und nur die Zahl der Laien demgemäß zu vermehren sein. — Man sage nicht, die Billigung jenes Wahlgesetzes verrathe ein falsches Vertrauen auf Gott; es heiße ihn versuchen, wenn man sich einlasse auf dasselbe. So ist es nicht; im Gegentheile schon vermöge einer ganz nahe gelegenen natürlichen Betrachtung der Verhältnisse lassen sich die Bedenken unserer Besorglichen beseitigen. Es ist mit den kirchlichen Stimmungen der Menge nicht anders, als mit deren Theilnahme am Politischen. Wie von unsern Staatsbürgern die einen mit ängstlicher Besorgniß am Hergebrachten halten, den Neuerungen abgeneigt, andere weiterstreben, neben diesen auch Anarchisten angetroffen werden, und endlich die große Zahl der Gleichgültigen hinzukommt, die sich jederzeit der eben herrschenden Partei anschließen, so giebt es auch in Beziehung auf die Bewegungen in der Kirche eben diese verschiedenen Richtungen und Arten des Verhaltens. Unsere Altgläubigen, die sich bisher so wohl befunden haben, können sich in die neuen Zustände nicht finden; sie verzagen, und bieten alles auf, die begonnene Entwicklung aufzuhalten. Aber wie wir, um im Politischen das Gleichgewicht

freuen, wenn mit uns große Schaaren Anspruch machen auf das Heiligthum der Väter. Auch sollen uns die willkommen sein, die vor wenigem, zum größern Theil nicht ohne Härte hinausgewiesen wurden aus den Landeskirchen; wenn sie nur sich mit uns bekennen zu dem alten, einen Evangelium. Wir wollen demüthig und brüderlich alle zu weiterer Verhandlung uns die Hände reichen. Denn wir können, ungeachtet großer Verschiedenheiten, „alle Christen sein, wie wir von Natur alle Menschen sind. Unsere leibliche Gestalt ist endlos mannichfaltig ohne Beeinträchtigung unserer Menschenwürde: so kann und wird auch unsere Gestaltung im heiligen Geiste unendlich mannichfach sein, ohne Beeinträchtigung unseres Christenthums. Unsre Anlagen sind verschieden, und jeder unter uns strebt einem andern christlichen Gipfel zu; aber alle diese Gipfel sollen zu der einen Himmelshöhe ansteigen, wo Christus selbst steht. Freilich hat die Lehre des Herrn ihre Enden, wo sie in die gewöhnlichen Erscheinungen der Erde sich einfügt, ob sie doch himmelhoch darüber hinausragt; wie auch der Berg mit dem Fuße im niederen Thale steht; und es giebt Thoren, welche immer noch auf dem Berge zu stehen meinen, wenn gleich ihre Bequemlichkeit sie da hat still stehen lassen, wo Berg und Thal um den Namen sich streiten. Aber wie auch ihr Christenthum sich gestaltet, es ist genug, wenn es nur sich zu scheiden sucht von der Weise rein natürlicher Menschen, von deren

---

wiederzugewinnen, nur an die Gesammtheit uns wenden konnten, um zu erfahren, was zur Beschwichtigung der Gemüther noth sei, so kann die allgemein geforderte und dringend nöthige Fortbildung unseres Kirchenwesens auch nur mit dem Abhören der Stimmen aller bisherigen Genossen unserer Kirche eingeleitet werden. Die Zukunft wird uns, im Geistlichen, wie im Politischen, bessere Grundlagen gewähren; doch dürfen auch die Zustände der Gegenwart uns nicht beängstigen. Die Freunde der alten Maßregeln haben freilich jetzt wenig Aussicht auf Erfolg, aber auch die Anarchisten in der Kirche rechnen ganz ohne Grund auf die Zustimmung der Massen. Der Sieg wird nur, wenngleich nicht ohne manche Schwankungen, auf der Seite der Wahrheit und des Rechten sein, nach den unabänderlichen Gesetzen, nach welchen der Ewige die Geschicke der Menschheit ordnet, und sein Reich vollendet. Die Macht des Christenthums ist unter uns sehr fest gegründet; die ganze europäische Menschheit ward von ihr viel tausendfach berührt, und keinem unter uns ist die Verchristlichung in irgend einem Grade, oder ein bemerklicher Einfluß, welchen auf ihn das Christenthum geübt hat, abzusprechen.

Denken und Handeln; wenn es nur von entschiedener Färbung ist. Und gleich anfangs ist die Sonne Christi in verschiedenen Strahlen der Welt sichtbar geworden; der Geist des Jakobus und Petrus ist ein anderer, als der Geist des Paulus und Johannes, und doch sind sie alle berufen und geliebt worden von unserem einen Herrn und Meister."

Diese Anerkennung muß unter uns von allem das erste sein: das zweite ist sodann die Vereinbarung darüber, was denn in unserer Kirche das Grundwesentliche und Unveräußerliche ist, oder die Feststellung ihres obersten Merkmals. Dasselbe ist nur eins, und kann nur eins sein, ob es gleich gemeinhin als ein ursprünglich Zwiefaches gefaßt wird. Man pflegt zu sagen, unsere Kirche erkläre fürs erste die heilige Schrift für die oberste Richtschnur ihrer Glaubenslehre; fürs andere bekenne sie sich zu der alleinigen Rechtfertigung durch den Glauben. Beide Sätze beziehen sich jedoch nur auf ein und dasselbe, auf das allein bei Jesus Christus für uns vorhandene Heil: sie theilen es nur in ein Zwiefaches, sofern es sowohl Sache unserer Erkenntniß, als auch ein Lebenszustand ist; wobei sie zugleich, im Gegensatze gegen den Katholicismus, angeben, wo es vollauf zu finden ist. Im Worte der Schrift, nicht in der priesterlichen Überlieferung, und nicht in den Werken, sondern im Innersten des Herzens sollen wir es suchen; dies sagen sie. Mag man nun noch ferner die Zweitheilung beibehalten, oder sie zurückführen auf ihre Einheit, darüber werden ohne Ausnahme wir alle einig sein, daß für uns der Glaube an den allein wahren Heiland über allem stehe; daß nur er selig machen kann; daß wir erst durch diesen Glauben wahre Glieder unserer Kirche werden, und immer der Stimme des Herrn unbedingt, den Lehrarten in unserer Kirche aber nur nach Maßgabe ihrer Übereinstimmung mit seinem Wort und Willen Folge leisten sollen. Der Katholik stellt seine Hierarchie mit ihren Satzungen zwischen den Heiland und die Gläubigen, welche aus der Schrift nur das erfahren, was sie der Priester lehren will, es zu nehmen haben, wie er es giebt, seiner Auslegung sich gänzlich unterwerfen und meinen sollen, das Heil nur durch seine Vermittelung zu empfangen. Nach unserer Lehre vermittelt uns der eigene Glaube an Christus die Verbindung mit der Kirche; die ganze Fülle der Erlösermacht ruht, wir halten fest daran, allein in Christo, unserem

Heilande. Und haben nun auch unter uns manche böse Mißverständnisse sich eingeschlichen, spricht man jetzt auch bei uns von einer zum Heile nothwendigen Unterordnung unter mannichfach zusammengesetzte und wahrlich nicht unverbesserliche wissenschaftliche Behauptungen der Kirche; möchte man wieder ein für jeden Denkenden so schweres Werk, einen dogmatischen Ceremoniendienst zur Bedingung des Seelenheils machen: so ist es Zeit, nachdrücklich es auszusprechen, daß der oberste Grundgedanke unserer Kirche preisgegeben ist, sobald man das wahre Heil in irgend anderem sucht, als allein im Glauben an den Herrn, den Erlöser.

Die dritte Frage, wie auf der Grundlage des anerkannten Fundamentalen in unserer Kirche die Lehre bei uns zu regeln sei, ist verwickelt. Mit größter Regsamkeit hat man bei uns, seit etwa achtzig Jahren, der Umbildung des Lehrbegriffs sich unterzogen, aber noch keine unter allen neueren wissenschaftlichen Darstellungen unserer Glaubenslehre erlangte den allgemeinen Beifall unserer ganzen Kirche. Keinem dieser Werke sind wir befugt, den Namen einer Dogmatik unserer Kirche beizulegen, sondern nur große Schulen haben sich gebildet, und der evangelischen Kirche in ihrem ganzen Umfange ist in Beziehung auf den Lehrbegriff nichts weiter gemeinsam eigen, als daß alle in ihr hervorgetretenen dogmatischen Systeme ausgegangen sind von dem Lehrbegriffe unserer Väter: noch immer verdient nur dieser, in unseren Symbolen stückweise vorhandene Lehrbegriff den Namen einer Dogmatik unserer Kirche. Aber entweder in hervorragenden Einzelnheiten, oder in der Richtung, entfernen sich jetzt die Auffassungen von ihm, wie von einander: so mannichfach, daß es scheinen kann, als hätten sich auf einmal alle in der Kirche jemals aufgetauchten Lehrmeinungen von neuem bei uns eingestellt.

Wenn nun in der That die Kirche Christi ohne eine in ihr allgemein gültige Dogmatik nicht bestehen und nicht sich fortentwickeln könnte, so könnten wir nur verzagen an den kirchlichen Zuständen unserer Zeit. Aber die Kirche war da, bevor sie irgend eine wissenschaftliche Dogmenlehre hatte, vereinigte oft wesentlich verschiedene Denkweisen in ihrer Mitte, sahe wichtige, tief eingreifende Lehrstreitigkeiten*) lediglich als Fragen der Schule und der

*) Wie im Abendlande die zwischen Augustin und seinem Gegner Pelagius, später die semipelagianischen.

Wissenschaft, ohne kirchliche Schismen, vorübergehen. Glaube und Unglaube sind Gegensätze, die es immer bleiben, — aber die mannichfachsten Verschiedenheiten in der Auffassung des Geglaubten sind nicht unvereinbar mit einander, wenn man ihnen nur Raum läßt, sich zu entfalten, und ihre Ausgleichung nicht übereilen will.

Der Glaube ist in der Kirche das allein unbedingt Nothwendige; seine wissenschaftliche Entwickelung ist immer seine Folge, und gehört mit zur allseitigen Entfaltung seiner reichen Kräfte; es muß sogar alsbald jeder für sich das Geglaubte, so viel er kann, umsetzen in klar Gewußtes, auch mit dem Mitgläubigen darüber sich zu verständigen suchen. Aber nur im Glauben, nicht im Wissen bedarf es der Übereinstimmung innerhalb der kirchlichen Genossenschaften, und nur der Glaube, nicht die Wissenschaft ist die heilige Macht, welche Kirchen bildet, und die göttlichen Lebenskräfte ihnen zuführt.

Daher soll denn vor allem das, und das ganz, was Gegenstand des christlichen Glaubens ist, im Unterschiede von der wissenschaftlichen Verarbeitung, es soll der ganze Rathschluß Gottes zu unserer Seligkeit, wie ihn Christus uns klar verkündigt hat, und nichts soll, nichts darf vor der Gemeinde gepredigt werden, was nicht in diesem Umkreise läge. Der christliche Glaube ist aber seinem Wesen nach unmittelbare Wahrnehmung des reinen Göttlichen, welches in Christus uns erschienen ist; er ist Überzeugung, daß uns in Christus das höchste in der Gottesoffenbarung zu Theil geworden, ist Gefühl seines von ihm selber uns verkündigten Einsseins mit dem Vater. Dieser Glaube, in sich etwas unendlich reiches, mannichfaches, umfaßt zugleich die lebendige Empfindung sowohl der unendlichen und ewigen Vaterliebe Gottes, seiner Vorsehung, seiner erbarmungsvollen Huld, als auch des Bedürfnisses unserer Herzen, uns einen Heiland, wie Christus war, geschenkt zu sehen; ferner den Entschluß, ihm treulich zu folgen, und seinen Willen fort und fort zu thun; endlich, im Keime, alle Kräfte des neuen, gottgefälligen Lebens. Nie kann von uns der ganze Inhalt unseres Glaubens auf einmal in das volle Licht unseres Bewußtseins aufgenommen werden: immer sind es andere Lehren, andere Forderungen des Evangeliums, die für uns, wechselnd mit einander, an die Spitze unserer Heilserkenntniß treten; nur nach und nach entfaltet in uns unser Glaube die

ganze Fülle seines Lichtes und seiner Kraft. Es giebt im Glauben sehr verschiedene Stufen der Entwicklung, von der niedrigsten an, auf welcher er noch nicht mehr ist, als nur der ruhig verständige Vorsatz, sich der Führung Christi anzuvertrauen, bis hinan zu den obersten Graden der Erleuchtung des Geistes und der Heiligung. Keiner steht immer auf der vollen Höhe seines Glaubenslebens; wir steigen auf und ab, und müssen uns genügen lassen, wenn wir nur in jeder größeren Zeitfrist wirklich weiter kamen. Bei uns selber, und bei anderen, bei einzelnen Gemeinden, innerhalb der ganzen Kirche, in welcher niemals die in ihr vorhandene Fülle der Erkenntniß und Gerechtigkeit des Lebens ebenmäßig ausgetheilt erscheint*), in gewissem Grade auch bei ihren Leitern, müssen wir jene Schwankungen ertragen. Nur das ist nothwendig, wenn jemand für sich seiner wirklichen Gläubigkeit, und der Aufnahme in das Reich des Herrn gewiß sein will, daß er den Willen habe, dem Herrn nachzufolgen. Ob auch in diesem Falle Menschen ihm sollten den Glauben absprechen, ihn selber ausschließen wollen von der Theilnahme an Christi Heil: der Herr verstößt ihn nicht, nennt ihn sein eigen, hat für ihn Heil und Gnade; es bleibt dabei, kein Schwacher ist zu schwach, kein Sünder zu sündig, um sich dem Heilande im Glauben nahen zu dürfen.

Zum Lehramt in der Kirche, überhaupt zur Antheilnahme an der Kirchenleitung, ist freilich mehr erforderlich; ein erst entstehender Glaube, unbefestigt, und in sich unklar, kann nicht hinreichen für das Amt in der Gemeinde. Man soll nicht Neulingen und Unerfahrenen die Führerstellen übergeben. Und wären nicht so manche unserer jungen Prediger erst neuerlich Erweckte, hätten sie länger schon gelebt in dem, was sie verkündigen sollen, so würden wir der befangenen ungestümen Eiferer weniger haben, und manche böse Zerwürfnisse blieben uns erspart. Haben aber gar diese jungen Gläubigen ihre wissenschaftliche Ausbildung schon beschlossen, ehe sie mit dem Herzen die Wahrheiten des Glaubens auffaßten, so werden sie gemeinhin nie zu einem helleren Verständnisse gelangen; sie werden, beständig Menschliches und Göttliches vermengend, forteifern mit Unverstand. Aber Verstand und Glaube

*) Ein bei dem vor wenigem verstorbenen Thomas Arnold, einem der hellsten Geister der anglikanischen Kirche, leitender Gedanke.

können und sollen mit einander Hand in Hand gehen. Denn ist zwar der Glaube seiner Art nach ein Übergreifen unserer Seele in das Gebiet des Göttlichen und Ewigen, oder dessen, was von uns nicht bewiesen werden kann, so kann doch dasselbe nachgewiesen und wirklich, durch Nachweisung, zur Gewißheit erhoben werden vom Verstande: so gehören denn Verstand und Glaube zu einander, und können im besten Einvernehmen sein. Und ist der Glaube ein Ergreifen des Unsichtbaren in dem Sichtbaren, des ewig Wahren in dem Geschichtlichen und Thatsächlichen, das alles aber, was erkennbar ist für den Verstand, und, als Gegenstand wissenschaftlicher geschichtlicher Untersuchung, immer nur entweder gewußt wird, oder nicht gewußt, auch wirklich gar nicht Sache des Glaubens, sondern eben des verständigen Erkennens: so scheiden sich hier zwei verschiedene Gebiete, und dem Streite ist vorgebeugt. Wenn dennoch wir, aus Bequemlichkeit, oder blind eifernd, uns darin gefallen, das, was der Verstand durchaus verwerfen muß, auf Glauben hinzunehmen, oder gar meinen, dies sei ein schuldiger Gehorsam gegen Gott, so vergessen wir, daß er uns sagen ließ, es sei nicht recht, den Kindern Steine statt des Brodtes darzureichen, und daß auch nie er das Ungenießliche, das in sich Widersprechende, oder das Unverbürgte auswählt, um es uns statt wahrer Geistesnahrung hinzugeben. Was unserem Geiste, wie Gott ihn bildete, gemäß ist, was er bedarf, aber in eigner Kraft nicht gefunden hat, und auch nicht finden kann: das offenbart uns Gott, und es ist Gegenstand des Glaubens. Dies aber, einmal von uns wahrgenommen, erweist sich uns als Wahrheit; täglich können wir seiner uns völliger vergewissern. So ist es mit dem allen, wodurch uns Christus unsere ganze Seele abgewinnt: dies, ein Thatsächliches, die Gottesherrlichkeit in ihm, wenn wir sie aufnehmen in unser Herz, sie glauben, füllt alle Lücken in unserem Wissen von den höchsten Dingen befriedigend aus, und tritt in vollen Einklang mit allem, was wir wissen. Hingegen etwa die Lehre von Christi übernatürlicher Empfängniß und dem Wunder der jungfräulichen Geburt, kann weder für ihn unser Herz einnehmen, noch wird dasselbe kälter gegen ihn durch eine verständige Abwägung dieser Lehre: sie ist nicht Gegenstand des Glaubens, weil sie so gar nicht Sache des Herzens ist. Der Wissenschaft gehört sie an; die kundige Auslegung hat zu ent=

scheiden über sie: die Zeugen müssen abgehört, die Quelle, aus der sie schöpfen, aufgespürt und untersucht, die Absicht der ersten Urheber, der dogmatische Gehalt der Aussage erwogen werden. Und durchprüfen wir so Jesu ganzes Leben, bis zu seinem Eingange in das Reich des Todes, voll Gefühl für ihn jedes Einzelne abwägend, so sondert sich uns überall das, was uns unmittelbar erhebt, erquickt, ihn uns werther macht, unser Herz bessert und uns Friede bringt, von anderem, woran man in allen diesen Beziehungen nichts gewinnen, und nichts verlieren kann; wir lernen, Kern und Schale unterscheiden*). Man frage nur immer: wird mir der Heiland mehr durch diesen besondern Zug, durch diese Überlieferung; ist darin etwas, was ihn mir, und mich ihm nähert; und man wird lernen, was das sei, was zu glauben ist, und was nur Zuthat ist von mehr oder minder zweifelhaftem Werthe. Es giebt Thaten, wie Aussagen des Herrn, von welchen keine uns fehlen könnte, ohne Gefährdung unseres vollen Heiles; aber es giebt auch unter seinen Thaten und Worten andere, die für jene nur zur Erläuterung dienen, und deren Aufzeichnung vielleicht nicht einmal unumgänglich nöthig war; wie denn auch vieles, was Christus that, wirklich unaufgezeichnet blieb: so vieles, daß Johannes am Schlusse seines Evangeliums sagen konnte, es würde die Welt die Bücher nicht haben fassen können, wenn alles hätte sollen beschrieben werden. Der Glaube, mit Hülfe der verständigen Überlegung der Wissenschaft, lernt es, das Wesentliche herauszuheben aus dem Nebensächlichen, und dieses je nach seinem Range in manche Klassen einzutheilen; was aber gar nicht Gegenstand des Glaubens, was vielmehr Aufgabe für ein nur gelehrtes Wissen ist, sondert er aus mit vollster Sicherheit. An das, was wirklich Gott uns offenbarte, glauben wir; nicht blind, sondern weil es durch sich selber in uns hineinleuchtet als vollste, höchste Wahrheit, und als solche erweist es sich bei jeder Prüfung, welcher wir es unterwerfen: an jenes andere glauben wollen, ohne Untersuchung, dies würde für uns, wenn uns Gott Beruf und geistige Kräfte zum

---

*) Auf diese Unterscheidung scheint auch neuerlich in England der Erzbischof Hampden hingestrebt zu haben. Er will freilich nur die Thatsachen, die uns das neue Testament berichtet, von dem Dogmatischen sondern, und für jene die eigentliche Inspiration in Anspruch nehmen.

tieferen Eindringen zutheilte, eine strafbare Vergehung sein. Das eine glauben wir, um danach zu einem Wissen davon zu gelangen; das andere sollen wir zuvor wissenschaftlich zu erkennen suchen, und hinterher unsere Zustimmung ertheilen, oder sie versagen.

Die Lehrer der Gemeinden sollen jenes Zwiefache im Christenthume, diese Forderung ergeht an sie mit Recht, zu unterscheiden wissen vermöge eigener innerer Erfahrung, und der Wissenschaft. Wäre nun nur nicht zu gewiß, und eben bei der gegenwärtigen Bewegung in unserer Theologie zu augenfällig, unser Wissen nichts als Stückwerk, wozu noch eine jetzt ebenfalls bemerkliche Unkräftigkeit des Glaubens hinzukommt. Eine einigermaßen befriedigende Übereinstimmung in der Abgränzung des Wissens vom Glauben ist dadurch sehr erschwert. Den Gemeinden fehlt es an klarem christlichen Bewußtsein; bei ihren Lehrern vermißt man gänzlich die eben für diese Gränzbestimmungen so nöthige Einhelligkeit. Hier rechnet man dies, dort jenes zur vollen Gläubigkeit, meint hier, es komme vor allem darauf an, daß man recht viele Glaubenssätze aufzuzählen wisse, dort will man nicht einmal das eine Nothwendige gelten lassen. Gleichwohl erkennen fast alle jetzt die Unentbehrlichkeit einer sicheren Lehrnorm für die Kirche, und das Entgegengesetzteste fordert, räth man, die mannichfachsten Wege werden aufgesucht.

Am meisten fordern die strenge Rechtgläubigen. Indem sie finden, daß die Predigt doch immer nur aus einer Verbindung des Wissens mit dem Glauben hervorgehen kann, und einverstanden, wie sie meinen in allem, mit dem Lehrbegriffe unserer Väter vor drei hundert Jahren, rechnen sie dessen ganzen Inhalt zum Nothwendigen, und rathen, wo die Union besteht, zur Wiederauflösung derselben, um wieder in den Symbolen, sei es der Lutheraner, sei es der Reformirten, ein fest in sich geschlossenes Lehrgebäude, und darin eine unabänderliche Lehrvorschrift zu erhalten. Dem einmal überlieferten Lehrstoffe dürfe, wie sie sagen, für allezeit eine weitere Vollendung nur durch feinere Ausbildung der einzelnen Lehrstücke gegeben werden. Und dabei muthet der Lutheraner dem Reformirten, hin und wieder vielleicht auch dieser dem Lutheraner zu, ja sich recht streng an das seinen Vätern eigenthümliche Symbol zu halten; obwohl der strenge Lutheraner die reformirte, der strenge Reformirte die lutherische Lehrart in wesent=

lichen Theilen durch und durch verwerflich findet. Seltsamer Widerspruch, man will die Wahrheit, und muntert sich zum Irren auf! Man setzt dabei voraus, freilich darin nicht eben rechtgläubig, daß jedes von beiden Systemen die wichtigsten, einstweilen aber von der Menge aufgegebenen Wahrheiten enthalte, und daß diese, wenn auch in Verbindung mit den sei es reformirten, sei es lutherischen Irrthümern, uns viel schwerer wiegen müssen, als die neuere Ungläubigkeit. So erklärt sich jene Forderung, bei welcher jedoch der orthodoxe Lutheraner aufhört, wahr zu sein, und auch der strenge Reformirte abfällt vom väterlichen Glauben: dieser, sofern er sich darein finden kann, die Gnadenwahl, nebst allem, was an ihr hängt, hintangesetzt zu sehen. Ungerade Wege dürfen Christen nicht empfehlen, und nicht einmal verzeihen; doch läßt sich, wenn jene Eiferer es wirklich vor allem auf den reinen Christenglauben absehen, eine Verständigung mit ihnen hoffen.

Andere, zerfallen, vermöge der Einflüsse der allgemeinen Bildung, mit großen Grundanschauungen des sechzehnten Jahrhunderts, vielfältig irre geworden am Glauben unserer Väter, berufen sich auf die Bibel, aber kaum gelingt es ihnen, in Christi Sinn und Lehre irgend sich hineinzufinden. Wie dem sei, sie selber halten sich für die Erleuchteten, und wollen allein die Bibel, gedeutet nach Maßgabe der Vernunft eines jeden, oder auch der in dem Zeitalter vorhandenen allgemeinen Erkenntnisse, als Lehrnorm gelten lassen. Dafür nennen ihre Gegner sie Rationalisten, klagen vielfältig ihren Unglauben an, und beweisen die Unerläßlichkeit einer Vereinbarung über die Glaubenslehre. Aber eine wirklich vernünftige Auslegung der Bibel wollen wir doch alle; es dürfte daher auch dieser Streit sich wohl beschwichtigen lassen, wenn man nur erst über die großen Grundgedanken der heiligen Schrift sich einigen könnte.

Sehr angesehne Theologen haben sich vereinigt, um ein Mittleres, ein aus Schriftworten zusammengefügtes Bekenntniß der Lehre aufzustellen, welches in der That, Nebenbestimmungen übergehend, den Kern der Lehre hervorhebt; und in allem ist diese Formel, die Ordinandenverpflichtung der letzten Berliner Generalsynode, so beschaffen, daß wenn man in ihr sich zusammenfinden könnte, sowohl die nöthige Lehrfreiheit gewahrt, als auch eine wirklich verderbliche Willkühr ausgeschlossen wäre. Aber es

hat nicht den Anschein, als werde die Formel sich behaupten können; auch giebt es doch wohl einige begründete Einwendungen gegen sie. Sie läßt an manchen Stellen verschiedene Deutung zu: zunächst in der Art, wie sie auf Übereinstimmung mit den ökumenischen Symbolen dringt. In „Einheit mit dem Bekenntniß allgemeiner Christenheit soll sich der Diener des Wortes Christi wissen." Man sieht es wohl, die später einzeln hervorgehobenen Lehrpunkte, die eigentliche Glaubensformel, sollen das enthalten, worin jene Einheit wesentlich bestehe; indessen ließe sich doch auch die Übereinstimmung mit jenen Urkunden als das Entscheidende, die Formel selber nur als stärkere Betonung des Wichtigsten betrachten. In jedem Falle ist der Ausdruck zweideutig, und nur offene Wahrheit kann uns helfen. Ferner ist in dem Formular die zwar in der Bibel enthaltene, aber doch nicht systematisch darin vorgetragene Ämterlehre in systematischer Weise aufgeführt; auch findet sich da die Selbstentäußerung Christi, ohne Anzeige des Sinnes dieses viel gequälten Ausdrucks des Apostels. Andere werden anderes auszusetzen finden, aber schwerlich jemand die Hoffnung hegen, eine Formel, über die man eher sich einigen könnte, aufzufinden, wofern sie irgend dogmatische Elemente enthalten soll.

Und so erklärt sich, wie viele der Besten unserer Zeit auf den Gedanken kamen, nichts weiter von den Gemeindelehrern zu fordern, als den Glauben an den Herrn, den Welterlöser, und daneben Ausweisungen über ihre theologische, gelehrte Bildung, gleichviel zu welcherlei dogmatischen Ergebnissen dieselbe führen mochte. Die Vertheidiger dieser Ansicht, der leitenden in der Berliner Monatsschrift für die unirte Kirche, einer in vieler Hinsicht ausgezeichneten und hocherfreulichen Erscheinung unserer Tage, sehen selber ein, daß mit jenem Zugeständnisse unsere Kirche aufhören würde die evangelische im Gegensatze zur katholischen zu sein, und sie scheuen dies nicht. Sie gehen vielmehr noch weiter, sie tadeln uns, daß wir, nach Luthers Vorgange, die Bezeichnung unserer Kirche als einer katholischen aufgegeben haben, und machen es sich zur Aufgabe, die vielen Heerden einzuladen zur Vereinigung. Wird nun freilich diese allerdings einstmals erfolgen nach Christi Zusage, und möchten wir die eine allgemeine Kirche am liebsten sogleich aus unserer Mitte heraus ins Leben treten sehen, so dürfen wir doch nicht vereinigen wollen ohne Bürgschaften für die

Sicherstellung unseres höchsten Kleinods, unseres Evangeliums. Die Katholiken glauben auch an Jesus Christus; an Wissenschaft fehlt es bei ihnen nicht; aber wir vermissen bei ihnen die Heilslehre des Evangeliums, und halten wohl wir sie, ungeachtet dieses großen Mangels, aufrichtig für Brüder, so erkennen doch sie uns nicht für die ihrigen, weil wir ihre Irrthümer verwerfen. Würden wir aber diesen Widerspruch aufgeben vermöge jener Vereinfachung des Bekenntnisses, so könnten sie zwar alsdann zu uns treten, aber wir hätten zugleich ihre eroberungssüchtigen Irrthümer für zulässig erklärt, und würden alsbald die üblen Folgen davon spüren. Überdies „kann in der That eine wahre Fortbildung nicht erzielt werden, wenn man absieht von der ganzen bisherigen Bewegung, und thut, als ob sie nicht da wäre" *).

Auch jenem Vorschlage dürfte deshalb schwerlich beizustimmen sein, und doch giebt es keine dogmatische Formeln, wie frei wir sie stellen möchten, auf welche hin jetzt unter uns eine allgemeine und aufrichtige Einigung zu hoffen wäre; auch könnten oder dürften sie, wenn es sie gäbe, so wenig jetzt, wie je, die Grundlage für die Einheit in unserer freien Kirche bilden. In dem, was uns das Innerlichste und von allem in uns das Höchste ist, im Glauben sollen wir eins sein mit einander; aber eine durchgängige Einerleiheit unserer Vorstellungen und Gedanken würde nur eine geistige Erstorbenheit beweisen. Fehlte es uns an jener Einheit, so wäre unsere Gemeinschaft nur ein Schein, welchem nichts Inneres entspräche; ist sie aber unter uns vorhanden, so muß sie auch ausgesprochen werden, damit man wissen könne, was uns innerlich verbindet. Ohne Glaubensregel, ohne eine Angabe derjenigen Grundwahrheiten, zu deren Anerkennung die Genossen einer und derselben kirchlichen Gemeinschaft hingeleitet werden sollen, giebt es unter ihnen keinen festen gesellschaftlichen Verband: keine äußere, in sich zusammengeschlossene Kirche, ist möglich ohne ein ihr eigenthümliches Bekenntniß. Wir müssen aber nothwendig auch einer äußeren Kirche anzugehören suchen: der unsichtbaren, dem Ideale für jede sichtbare, ist es eigen, nach Verleiblichung zu streben; der im Herzen vorhandene Glaube bedarf eines Ausdrucks

---

*) Worte Ullmann's, in den zwei Bedenken über die deutsch katholische Bewegung. Hamburg 1845.

in dem ausgesprochenen Worte Und je mehr er sich entfaltet, um so viel mehr ist dessen, was er auszusagen hat. Es konnten zu Anfange die Christen sich genügen lassen, das Eine zu bezeugen, daß sie alle gemeinsam an den Heiland Jesus Christus glaubten; aber dies reicht nicht jetzt noch aus, seit damit Irrthümer in Verbindung traten, die im Grunde dies Eine selber wieder innerlich zerstören; man denke nur zunächst an die Sätze der falschen Heilslehre der römischen Kirche. Wir müssen uns verwahren nach dieser Seite, und nach mancher anderen hin; wir können es aber nur durch nähere Angabe des Sinnes, in welchem uns Christus der Heiland ist, durch deutliche Erklärung über die innere Bestimmtheit unseres Bewußtseins von dem Heile, welches er uns brachte.

Dazu sind wir denn auch verpflichtet durch die großen Leistungen der Reformation, an deren Segnungen wir Theil nehmen. Wie tief hat diese das Evangelium aufgefaßt, wie reich wußte sie seinen Inhalt darzulegen; in einer Reinheit und einem Umfange, in einer Kraftfülle, wie keine frühere Zeit, allein die der ersten Kirchengründung ausgenommen, wies sie ihn auf. Sie hat noch mehr gethan. Indem sie ihre Lehre auf das bestimmteste dem Ansehen des Schriftworts unterordnete, von dessen immer fortgehender Erforschung und Wirksamkeit immer neue Bereicherungen der Erkenntniß erwartete, hat sie eine stets fortschreitende Entwickelung des Glaubensbewußtseins eingeleitet, die noch immer Fortgang hatte unter uns, immer ihn haben wird; die nie hienieden an ihr letztes Ziel gelangt. Und so müssen wir zwar einräumen, daß noch niemand je, daß noch kein Zeitalter das Evangelium erschöpfend ausforschte in allen seinen Tiefen, und noch viel weniger ein für immer allgenügender Ausdruck seines ganzen Inhalts gefunden werden kann: aber wir dürfen nicht versäumen, den großen bisherigen Erwerb an christlicher Erkenntniß festzuhalten, und ihn in dieser Absicht befriedigend für jetzt und deutlich zu bezeichnen. Mögen Spätere wieder, wenn sie Neues hinzugewonnen haben, es hinzufügen zu dem bisherigen Schatze. Auch an sie wird die Aufforderung dazu ergehen, und an Stoff wird es nicht fehlen. Nur die Gegenstände unseres Glaubens, die Thatsachen des Heiles, stehen ewig fest; ihre Auffassung ist beständig neuer Vertiefung und Erweiterung fähig: von der ei-

nen Seite unabänderlich gebunden an jene, ist sie von der anderen ein immer Bewegliches, ein stetes Werden, und nie mehr, als nur Annäherung an die Vollkommenheit.

Hierauf beruht die für uns vorhandene Nothwendigkeit, hinauszugehen über das sogenannte apostolische Symbol. Nicht nur ist dasselbe uns gemeinsam mit den römischen Katholiken eigen, sondern auch, sehr arm in seinem ersten Artikel, giebt es im zweiten nur Thatsachen, und überläßt sie jedem zu beliebiger Auffassung. Es giebt nichts magereres, als dies Bekenntniß, und doch nimmt es auch wieder Sätze auf, die viel mehr in den Bereich unseres Wissens, als unter die Dinge des Glaubens einzureihen sind. So die Aussagen über Christi Geburt von der Jungfrau, und über seine Höllenfahrt. Es ist darin ein Stoff, den wohl der Glaube ergreifen kann, aber jene Sätze an sich dürfen gar nicht Gegenstand des Glaubens sein: nur ein Wissen aus Gründen berechtigt uns zu ihrer Verwerfung, oder Annahme. Schon in Luthers Taufbüchlein, einem Bestandtheile der Symbole unserer Kirche, obschon ohne volle Geltung als Symbol, sind jene beiden Sätze nebst anderem gestrichen, — ein Umstand, den man bei dem neuesten Streite über ihre Beibehaltung leider übersehen hat, und welcher vielen Hader hätte stillen können. Doch auch wenn wir ihn geltend machen wollten, würde das Symbolum nicht ausreichen für uns.

So bleibt nur übrig, auf der Grundlage der Bekenntnisse unserer Väter und mit steter Rücksicht auf die gegenwärtig unter uns verbreiteten christlichen Anschauungen eine Regel unseres Glaubens in dem angegebenen Sinne aufzustellen. Diese Aufgabe würde leicht gelingen können, wenn es an einer planmäßigen Auswahl großer Schriftworte genügte. Aber schon die Apostel haben den Glauben, den sie predigten, mannichfach in Verbindung mit dem Wissen ihrer Zeit gebracht, und die Formen, die sie wählten, sind nicht das Evangelium selber; auch würde durch die Aufnahme derselben nicht einmal dem Streite um die Auslegung vorgebaut. Will man nicht nur dem entgehen, sondern auch in der Mundart und Auffassungsweise unserer Zeit dem unter uns vorhandenen Glaubensbewußtsein einen klaren, vollen Ausdruck geben, so müssen gründliche Wissenschaft und Begeisterung sich vereinigen. Die eine, das bewegte fromme Gefühl, wird uns für unser Be-

kenntniß den Grundton und den wesentlichen Inhalt geben, die Wissenschaft es prüfen, sichten, ergänzen, ordnen und für die Schärfe des Ausdrucks sorgen müssen. Und nur mit Hülfe der Wissenschaft ausführbar, wird jenes Werk, — dies eben macht es schwierig, — jede Einmischung ihrer Formen fern zu halten haben.

Noch hat die evangelische Kirche, obgleich in manche Unklarheit hineingerathen, und vielfältig geschwächt durch einen in vielen ihrer Glieder jetzt mächtigen erdhaften Sinn, doch sowohl Glauben, als auch Wissenschaft genug, um ein wahrhaft evangelisches Bekenntniß nicht nur hervorzubringen in vereinter Kraft, sondern es auch mit großer Einhelligkeit sich anzueignen. Es giebt sehr viele unter uns, die dasselbe entwerfen könnten, aber vielleicht ist eben deshalb unter uns kein Einzelner berechtigt, allein es den Übrigen vorzuzeichnen; es sei dasselbe vielmehr die Frucht der Berathung Mehrerer, die gemeinsame Arbeit unserer Erfahrensten und Besten. So sagt uns auch die alte Überlieferung, das sogenannte apostolische Bekenntniß sei aus Beiträgen der sämmtlichen Apostel hervorgegangen. Es kann nicht unsere Absicht sein, hier schon unsere Glaubensregel aufzustellen. Wir beschränken uns darauf, ihre Grundgedanken anzugeben.

Unser christlicher Glaube ist die das ganze Herz erfüllende geistige Wahrnehmung jener Fülle der Wahrheit und Gnade, die in Christo uns erschienen ist, oder der Erlösung, die uns Gott in ihm bereitet hat. Durch diese Wahrnehmung tritt alles für uns in ein neues Licht; unsere Erkenntniß Gottes, unser Urtheil über die Welt und was in ihr ist, über das Diesseits und das Jenseits, unsere Selbsterkenntniß, unsere Stellung zu dem Nächsten, dies alles wird neu durch sie, und die Macht des Schlechten in uns wird gebrochen, das Gottverwandte, das hohe Menschliche in uns geweckt durch sie zu vollem Leben, der ganze Mensch wird durch sie neugeboren.

Ich glaube, spricht man da, an Gott, den Vater; ich glaube, daß er, der unendliche, allweise und allmächtige Gott durch seinen Willen alles, was da ist, das Sichtbare und Unsichtbare, ins Dasein gerufen hat, damit in dieser Fülle und Mannichfaltigkeit der

Wesen und Gestaltungen sein ewiger Liebesreichthum, seine ganze Größe und Herrlichkeit sich offenbare. Ich glaube, daß er seine Welt mit vollkommener Weisheit regiert, und daß er seine Sorge und Vatertreue auf alle seine Geschöpfe erstreckt, auf das Größte und das Kleinste, die Lilien kleidet und die Vögel versorgt, die unter dem Himmel sind, jedem zutheilend, was es bedarf an seiner Stelle. Ich glaube, daß dieser grundgütige Gott auch mich erschaffen, mir alle Kräfte des Geistes und Leibes in Gnaden verliehen hat, damit ich zu seiner Erkenntniß kommen, und vor ihm wandeln sollte in Gerechtigkeit und Unschuld, ihm ähnlich, wie ein Kind dem Vater. Die Menschheit sollte sein Bild auf Erden sein. Aber sie hat dieser Bestimmung nicht entsprochen: ich erkenne, daß ich und alle Menschen sündig sind; daß ich Gott, meinen Schöpfer, nicht, wie ich konnte, geliebt habe, nicht ihm gehorsam gewesen bin, sondern ich habe mich von ihm abgewendet, mich und die Dinge in der Welt, die ich zu seiner Ehre gebrauchen sollte, mehr als ihn, auch mich selber mehr geliebt, als den Nächsten, meinen Bruder. So war ich denn nicht werth, hinfort sein Kind zu heißen; ich fühle mich schuldig meiner Sünde. Und ich weiß es, daß in seinem Reiche die Sünde ihrer Strafe nicht entgehen, kein Böser im Reiche des gerechten Gottes wahrhaft glücklich, kein Guter auf die Dauer unglücklich sein kann. Mein Gott, ein gerechter Gott, muß die Sünde strafen; aber seine Gerechtigkeit ist doch nur die Weisheit seiner Liebe, und seine ewige Gnade und Treue läßt nicht von mir. Er ist ein treuer Gott, auch wo er züchtigen muß; er sieht auf mich; es fällt kein Haar von meinem Haupte ohne seinen Willen. Unbedingt soll ich in jeder Lage des Lebens ihm vertrauen dürfen, wenn auch seine Gedanken nicht meine Gedanken sind, und seine Wege nicht meine Wege. Er kann noch helfen, wenn menschliche Hülfe zu Ende gegangen ist, und wenn ich ihn liebe, muß mir alles, was mir auch geschehen mag, ohne daß ich es verdiene, zu meiner Erziehung für die Ewigkeit gereichen. Ich glaube, daß Gott mir alles Gute geben kann, als der allmächtige Herr, und es mir geben will, als mein getreuer und barmherziger Vater.

Diese Gewißheit verdanke ich Jesu von Nazareth, dem eingeborenen Sohne Gottes, welcher ist der Christ Gottes, oder der, auf dessen Heil die Frommen des alten Bundes hofften, und die

tiefste, wenn auch so oft unverstandene Sehnsucht aller Herzen, die Verheißung, die wir alle in uns tragen. Er ist der Einzige, in dessen Worten wir klar und zweifellos den ganzen Willen und Rathschluß Gottes über uns vernehmen, der allein wahre Mensch, und dadurch das wahre Ebenbild des Vaters und der Abglanz seines Wesens. Ich glaube, daß ihn Gott auch mir geschenkt hat, um mir ein Entsündiger und Führer zu einem frommen, gottgefälligen Wandel, ein Spender des Trostes der Vergebung aller meiner Sünden, der Gewißheit des ewigen Lebens, und aller Seligkeit zu sein. Gott war in ihm: denn wie Gottes ganzes Dasein und Leben Liebe ist von Ewigkeit zu Ewigkeit, so war auch Christi Leben ganz ein Leben in der Liebe, welches sich im Dienste Gottes und zum Heile der Brüder, wie ein Brandopfer, verzehrte. Es war Zeugung Gottes, es war Leben von Gottes eigenem, innerlichsten Leben. Darum ruhte des Vaters Blick voll Wohlgefallen auf diesem Menschensohne, und weil der Vater ihm die Macht gegeben hat, die Menschheit wiederherzustellen zur Gottähnlichkeit, und an sie Leben Gottes, Kräfte zu allem höchsten Guten, mitzutheilen, darum ist sie ihm, dem Vater, wohlgefällig, wofern sie nur im wahren Glauben ihren Heiland aufnimmt. Die, welche ihn hören und ihm Folge leisten, macht er von der Sünde frei; er kann diese in uns vertilgen bis auf die letzte Spur. Darum kann er sie auch vergeben; wer zu ihm im Glauben kommt, dem ist sie schon vergeben, und der empfängt auch die Gewißheit der allmächtigen Gnadenliebe Gottes, unseres ewigen Erbarmers. Unser Glaube ist die Kraft, in welcher wir das eigene Herz und seine Zweifel, die Welt, und was in der Welt ist, überwinden: wer will uns scheiden von der Gewißheit, daß Gott uns liebt in seinem Sohne; die Liebe Gottes ist in unsere Herzen ausgegossen. In Christi ganzem Leben, in seinem heiligen bitteren und unschuldigen Leiden und Sterben, in seiner Auferweckung von den Todten, schauen wir sie an; und diese Wahrnehmung ist für uns die Triebkraft eines neuen Lebens. Sie treibt uns an zur Verähnlichung mit unserem Heilande, und läßt, wenn wir ihr willig Folge leisten, nicht ab in uns, bis wir es sagen können: ich lebe, doch nun nicht ich, sondern mein Heiland, Christus, lebt in mir; das ist, alles, was ich denke, rede, will und thue, das hat in mir er gewirkt; er hat meine ganze Liebe. Danach trachte ich, und bin,

mit Gottes Hülfe, entschlossen so zu leben auf der Erde, daß ich immer völliger ihm ähnlich werde: Gott, wie er, gehorsam, auch im Kreuze willig, voll "Kindesglauben, der sich nie den Vater lässet rauben", allezeit nur bemüht um das Eine, meines Vaters Willen ganz, aufs treuste auszurichten. Nach meines Heilandes Vorgange will ich mich selber ganz, Leib und Seele, Gott ergeben, und dies sei mein lebendiges, heiliges und Gott gefälliges Opfer, mein vernünftiger Gottesdienst. Auch wird mein Herr und Heiland noch alles Selbstsüchtige in mir ganz zerstören, und dafür in mein Herz die Liebe geben, die langmüthige und milde, die, nicht neidisch, nicht ungeziemend, nicht das Ihre sucht; nicht sich erbittern läßt und nicht auf Böses sinnt; nicht an dem Unrecht, sondern am Guten Freude hat; die alles trägt, und alles glaubt, und alles hofft, und alles duldet. Durch die Gesinnung, nicht durch meine Werke, werde ich gerecht: die wirklich guten Werke können nur aus der Gerechtigkeit, nicht die Gerechtigkeit aus den Werken kommen, und ohne Gerechtigkeit des Sinnes sind die Werke Sünde; diejenige Gesinnung aber, die allein vor Gott genügen kann, verdanken wir dem Herrn, und darum ist das Verdienst unserer Gerechtigkeit nur sein: allein er selber ist meine vor Gott gültige Gerechtigkeit. Alle Macht und Kraft zur Welterlösung hat ihm sein Vater übergeben; erhöhet aus dem Grabe, zum Himmel eingegangen, theilt unser Herr alle Macht des Vaters, weil er das alles will, was Gott vollbringt; und er weiß, in ihm, von allen, die hienieden ihm angehören, von seiner ganzen Kirche, und von allem, was sie bedarf, was auf sie Einfluß hat. Alle Reiche der Welt, alle Dinge macht sein Vater ihm unterthan; durch ihn verwaltet er den ewigen Gottesstaat. Und er, in dieser Vollgewalt, erneuert die Welt, bringt den Himmel hernieder auf die Erde, macht uns zu Gotteskindern, macht uns theilhaft der göttlichen Natur. Ich glaube, daß sein Heil sich auch auf die erstrecken soll, die hienieden davon keine Kunde erlangen konnten; daß seine Wahrheit auch über die Todten Macht hat, wie über die Lebendigen; daß ihrem Richterspruche alle, die Lebendigen und die Todten, werden unterworfen werden; daß sie fortwirken wird hienieden und im Jenseits, bis einst Gott in allen alles ist; das Reich des Herrn ist ein ewiges Reich.

Ein heiligender Einfluß, Geist von Christi Geiste, oder wah-

rer Geist Gottes, Leben, wie Gott selber es ewig lebt, wirkt und waltet in der Christenheit. Ich glaube, daß Gott durch diesen heiligen Geist meine Vernunft erleuchten, mein Herz mit Liebe zu sich erfüllen, und mir zum Gehorsam gegen seinen in Christo mir geoffenbarten Willen die Kraft fort und fort verleihen muß. Ich glaube, daß der Geist Gottes manchmal und auf mancherlei Weise zu den Menschen geredet hat und redet: durch die Propheten, durch den Sohn, auch durch die Apostel, und alle Zeugen der Gotteswahrheit bis auf diesen Tag. Ich glaube an das in der heiligen Schrift enthaltene, lebendige und starke, wie gnadenvolle Gotteswort, den Grund, auf welchen allein die Kirche Christi sich erbauen soll. Ich glaube an das Fortwirken des Wortes und des heiligen Geistes in den christlichen Gemeinden, an das unsichtbare Gottesreich, die heilige und allgemeine Kirche, welche keine wirkliche auf Erden ist, sondern in allen Kirchen diejenigen umfaßt, die durch Gottes Gnade in der wahren Liebe Jesu stehen. Der Geist Gottes muß mich vergewissern, daß auch ich dieser Gemeinde angehöre, wie ich in die Gemeinschaft unserer evangelischen Kirche und aller Heilsgüter, die sie verwaltet, aufgenommen bin, getauft auf Christi Namen, ihren Gesetzen und Anordnungen Folge leistend, und in ihr theilnehmend an dem Tische des Herrn, dem Gedächtnißmahle seiner Liebe; worin ich die sichtbaren Unterpfänder aller der unsichtbaren Güter, die er mir durch sein Leben und seinen Tod erworben hat, wie aus seiner Hand empfange, im Brodt und Kelche, nach seiner Einsetzung. Vom Geiste Gottes empfange ich hiebei und allezeit den Trost der Vergebung aller meiner Sünden, die in Christo, meinem Herrn ist, und die freudige Gewißheit des ewigen Lebens nach dem Tode meines Leibes. Wer den Geist Gottes empfangen hat vom Sohne Gottes, der hat das ewige Leben: der wird leben, ob er gleich stürbe, und wer da lebt und glaubt an Christi Namen, der wird den Tod nicht sehen ewiglich.

Das Vorstehende *) ist vielleicht einer der vielen Ausdrücke, welche möglich sind, um neben dem, was in der Christenheit von al-

*) Für dasselbe habe ich mehrfach Gentzel's Katechismus des reinen Christenthums, Stettin 1846, ein in vieler Hinsicht verdienstvolles Werk, dankbar benutzt.

len Christen überall und zu allen Zeiten für wesentlich gehalten ward, das unserer Kirche Eigenthümliche hervorzuheben. Man könnte noch vieles hinzufügen, um genauer die uns eigene und unter uns von allen, welchen ihr Glaube zur Herzensangelegenheit geworden ist, auch gegenwärtig wirklich allgemein anerkannte Auffassung des Evangeliums zu bezeichnen. Sehr viel ist dessen, was zu dem sogenannten specifisch Christlichen gehört. Denn das Christenthum ist ein unerschöpflich reicher, heiliger, sittlicher Lebensgeist. Und es kommt jetzt darauf an, es recht nachdrucksvoll als solchen zu bezeichnen. Bisher hat man dasselbe nur zu ausschließlich als eine Aufgabe für unser Denken und Erkennen aufgefaßt: man brachte es in Lehrsätze, die man aufs eifrigste, mit unerbittlicher Unnachgiebigkeit und Härte, mit Schwert und Feuer geltend machte, während man mit dem allen, was Christus zu thun oder zu unterlassen befohlen hatte, es unendlich leicht zu nehmen schien*). Es ist jetzt hohe Zeit, dies Schmachvolle von uns abzuthun. Laßt uns bedenken, was es denn eigentlich ist, das Christenthum. „Es ist der Glaube an Gott, den Vater der Liebe, der Glaube an die Kraft von Christi Leben und Tode, an seinen Sieg über alle sittliche Verderbtheit, und der Glaube an eine Scheidung des Bösen vom Guten durch Jesus Christus. Christenthum heißt die treue Nachfolge des Herrn im Lieben und Leiden, im Glauben und Handeln, im Leben und Sterben: daß wir nicht weichen von seinem Pfade, weder zur Rechten, noch zur Linken. Die Liebe gegen die Feinde, das Segnen derer, die uns fluchen, der Glaube an das Bruderband, das alle Menschen wie Brüder und Schwestern verbindet, und unter eines Vaters Huld und Liebe vereinigt, das ist Christenthum. Es ist das Lossagen von allem Irdischen, die Flucht vor der Sünde, vor dem weltlichen Tichten und Trachten; es ist der stete Verkehr mit Gott im Gebet, die stete Wallfahrt nach dem Himmelreich. Christenthum heißt, die neue Geburt des Menschen zu einer höheren Ordnung der Dinge, eine Umkehr von den Pfaden, auf denen man vordem gewandelt, eine Heiligung unserer selbst. Christenthum heißt die unbedingte Ergebung in Gottes Willen, die Demuth vor seinem Walten, und die Liebe, welche nie zweifelt, die Treue, welche nicht abfällt. Und ist das

*) Schon Spinoza beklagte dies, in seinem theologisch politischen Tractat.

noch nicht alles, so wird man doch daran die Farbe kennen, welche die wahren Christen schmückt, und das Banner, unter dem sie ausziehen gegen Welt und Heidenthum." Die Regel unseres Herrn: was du nicht willst, daß man dir thun soll, das thue anderen nicht; die ganze Bergpredigt, Jesu letzte Reden, seine hohepriesterliche Fürbitte für die Seinigen, das Vater unser, dieses Gebet, welches zugleich ein Gelübde unserer Herzen, und eine Richtschnur für unser ganzes christliches Verhalten ist: wie viel enthalten sie, was, während es nie genug befolgt wird, eine unbedingte Geltung bei allen Christen haben sollte. Darum kann in unsere Erklärung über das, was wir gemeinsam von dem Herrn zu eigen haben, nicht wohl zu viel aufgenommen werden; eher wäre ein Zuwenig zu besorgen. Und je mehr man sich beschränkt, um so mehr gewinnt es auch den Schein, als habe man eine Formel geben wollen. Dies aber darf nimmermehr die Absicht sein in unserer freien Kirche, in welcher der Geist, die Sache selber, alles gilt, und nicht ihr immer unvollkommener Ausdruck. Sie richtet nicht nach dem Buchstaben, und verlangt nicht, daß es in allem unabänderlich beim Alten bleibe; vielmehr verpflichtet sie ihre Angehörigen, zumeist ihre Lehrer, nicht minder zur Vermehrung des in ihr vorhandenen Erkenntnißschatzes, als zu seiner treuen Aufbewahrung. Und befugt über diese Bemühungen zu richten, wird sie doch, so lange sie sich selber treu bleibt, nie anders, als in freiem Geiste, dies Gericht verwalten. Der Art, wie dies geschehen solle, wird von uns später, bei der Verfassung, zu gedenken sein: hier war hervorzuheben, daß unserer Kirche immer der Glaube mehr ist, als die Dogmenlehre; daß sie nicht Dogmen, sondern nur das Evangelium zu predigen hat, — und lebensvoll erzeuge sie fort und fort dafür die Formen.

Wie alle, die so eben ein und dasselbe Schöne bewundern, einig sind in diesem Gefühle, ihre Urtheile aber, sobald sie anfangen, dasselbe zu zergliedern, mannichfach sich entfernen von einander: so ist es mit unserem Einssein im Glauben, und mit unserer Verschiedenheit in seiner wissenschaftlichen Auffassung. Unternimmt man, das dem Glauben unmittelbar Gewisse begrifflich auszudrücken und es zu begründen; sucht man schulgerecht festzustellen, wie Christus der sein konnte, der er war; wie in ihm Göttliches und Menschliches eins sind, und auseinandergehen; wie

das Ewige in ihm sich verhalte zu seiner zeitlichen Erscheinung; wie dasselbe, ein Ewiges in Gott, mit Gott eins ist, und doch auch ein Gesondertes in Gott; ferner, wie unsere menschliche Natur in die Sünde hineingerathen ist; wie Leib und Seele hier eins sind mit einander, und wie es sei mit unserer Verleiblichung im Jenseits; mit der Ewigkeit im Unterschiede von der Zeit; mit dem Übergange der einen in die andere, und was sich weiter anschließen mag an diese Fragen: so spalten sich die Antworten, der Dünkel des Wissens mischt sich ein, der Streit entbrennt, des Haders wird kein Ende. Und Abstimmungen können nicht entscheiden in den Fragen der Wissenschaft; sie muß frei ihre Wege gehen. Wie gut, daß nicht das Wissen, welches immer hienieden Stückwerk bleibt, sondern allein der Glaube selig macht; und daß die Kirche, der Wissenschaft bedürftig, um allseitig und ohne Mißgriffe ihre Lebensthätigkeiten zu entfalten, doch nicht ihre Gelehrsamkeit und ihre Wissenschaft, sondern nur ihren Glauben darzubieten hat in der Gemeinde. Darum aber ist es auch wichtig, daß sie eine scharfe Gränze ziehe zwischen Wissenschaft und Glauben; und wenn sie, zu ihrem größten Nachtheile frühzeitig, seit ihrem dritten Jahrhundert, das klarere Bewußtsein vom Unterschiede beider verloren hat, so muß sie wieder jetzt ihn auffassen mit aller Schärfe, und mit allem Nachdruck ihn zur Geltung bringen.

Die Kirche des zweiten Jahrhunderts gab uns ein Beispiel, dem wir jetzt zu folgen haben. Sie stellte die in ihr vorhandenen Unterschiede in der Lehrart zurück gegen das allen Gemeinsame; sie vereinigte die Schulen der verschiedenen Apostel zu einer allgemeinen Kirche; sie wollte jeden Lehrausdruck gelten lassen, der nur das Ansehen der Apostel für sich habe, und worin diese alle einig sind, darin wollten alle eins sein mit einander, eingedenk der Fürbitte des Herrn für sie, daß sie alle in seiner Liebe eins sein möchten, so eins, wie er es mit dem Vater ist. Hiezu bedarf es nicht der Dogmatik, nicht der Wissenschaft und der Systeme, sondern nur der Liebe, die aus dem Glauben kommt, und eines gemeinsam von uns anerkannten Inhalts unseres Glaubens. Darauf beruht es denn auch, daß in der That nicht etwa nur die Theologen, sondern alle Christen, zum Miturtheile über die öffentliche Lehre, wie überhaupt zur vollen Antheilnahme am Kirchenregiment berechtigt sind.

Haben wir uns zusammengefunden in ein und demselben Glauben, so ist der Ausgangspunkt für jede weitere Verständigung gewonnen. Unsere evangelische Kirche ist nicht von gestern her, sie hat eine Geschichte, und mitten hineingestellt in eine aufgeregte, vielfach verworrene Gegenwart, ist sie nicht ohne geschichtliche Kunde von den Gefahren, welche der Glaube bei seinem Verwachsen mit den Menschenherzen zu bestehen hat. Sie sieht die verführerischen Irrthümer, die den niederen Sinnen und der immer leicht erregten Selbstsucht, der Weltgier unserer Tage schmeicheln, und die oft in die Lichtgestalt tiefsinniger Gläubigkeit gekleideten wahnhaften philosophischen Gebilde unserer Zeit; sie muß dem allen kräftig zu begegnen suchen. Endlich erkennt sie in der äußeren Weltlage, wie sie vor unseren Augen sich gestaltet hat, neue Aufgaben für sich; sie muß jetzt für die täglich weiter um sich greifende Verarmung der Besitzlosen die allein gründlichen Heilmittel bereiten, muß das Evangelium von dem Sohne Gottes zur Lebenssache machen, und es auf bisher von ihr schon lange nicht mehr, oder noch nie betretenen Wegen einführen ins Leben.

Eine Kirchenordnung, wie wir sie beim Eintritt in den für unsere Kirche jetzt begonnenen neuen Zeitabschnitt im Sinne haben, müßte eine geschichtliche Bestimmung des Begriffes dieser Kirche, einen kurzen Bericht über deren Entstehung vor drei hundert Jahren, ihr in der Kraft des Geistes Gottes und durch das Wort des Herrn im Munde der Reformatoren siegreiches Auftreten gegen die damaligen Verderbnisse der alten Kirche, ihre Unterordnung unter das für sie allein unbedingte richterliche Ansehen des in der Schrift enthaltenen Wortes Gottes, ihren Glauben an den allein wahren Heiland, unseren einigen Herrn, voranstellen. Hierauf würden die beiden Hauptzweige, in welchen sie in Deutschland vorhanden ist, die lutherische und die reformirte Confession, zu erwähnen und deren sämmtliche in Deutschland zur Geltung gelangte Bekenntnißschriften aufzuführen sein. Diese sind die Grundlage, auf welcher unsere kirchliche Gegenwart ruht. Zwischen dieser aber und der Zeit der Abfassung jener Schriften steht die große theologische und kirchliche Bewegung, welche in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts begonnen hat, und noch gegenwärtig fortgeht unter uns. Man berichte einfach diesen Vorgang, ohne Aburtheilen über das Geschehene. Darauf folge die Erklä-

rung über das, worin wir alle eins sind, und eins sein wollen, im Glauben eins bei aller Verschiedenheit unter uns in der wissenschaftlichen, oder überhaupt verstandesmäßigen Auffassung des Geglaubten. Schon unsere Väter pflegten aus ihren Kirchenordnungen mehrfache Auszüge anzufertigen. Sie hatten „eine Laienbibel, darin alles begriffen, was in heiliger Schrift weitläuftig gehandelt, und einem Christenmenschen zu seiner Seligkeit zu wissen von nöthen ist" *); sie gaben, in einem Auszuge aus den weitläuftigen symbolischen Lehrschriften, an, „was das Corpus doctrinä, das ist die Form und das Vorbild der reinen Lehre in den Kirchen hinfüro sein soll" **); sie entwarfen auch wohl „einen kurzen, einfachen und nothwendigen Bericht von etlichen vornehmen Artikeln der Lehre, wie dieselbigen mit gebührlicher Bescheidenheit zur Erbauung vorgetragen, und wider alle Verfälschungen verwahrt werden mögen" ***). Diese Beispiele haben wir jetzt nachzuahmen, um auch, wie unsere Väter, zu beweisen, daß wir das Wesentliche vom Nebensächlichen, das Erbauliche vom Gelehrten, und, was jene unterließen, scharf das, was Gegenstand des Glaubens ist, von der Arbeit der Wissenschaft zu unterscheiden wissen. Im Glauben können sehr viele eins sein mit einander, die es nicht sind und auch nie sein werden in seiner gelehrten Auffassung. So werde denn von uns, in jener von uns angegebenen

---

*) Worte der Concordienformel, im summarischen Begriff, Regel und Richtschnur I, 1, 3. Hier werden die beiden Katechismen Luthers als ein solcher Inbegriff des Nöthigen bezeichnet. — Unsere gegenwärtigen Landeskatechismen, wo sie vorhanden sind, hatten, so weit ich sie kenne, eine gründliche Erneuerung längst bedurft. Gute neue Katechismen sind ein dringendes Erforderniß, wo Prediger sind, die eine Anleitung zu ihrem Unterrichten nöthig haben. Wie man Entwürfe zu Liturgien und Gesangbüchern vor ihrer Einführung öffentlich vorgelegt hat, um Besserungsvorschläge zu vernehmen, so halte man es auch mit den neuen Katechismen. Man wird für unsere große, in sich mannichfach gegliederte Kirche mehrere bedürfen, die jedoch alle die Anerkennung der obersten Synoden gefunden haben müßten.

**) Solche Angaben des Inhalts der Corpora doctrinä finden sich in den meisten der nahmhaften alten Kirchenordnungen, und verhüteten die Überschätzung des Buchstabens der Symbole. S. z. B. die Braunschweigischen Kirchenordnungen, die Brandenburgische, und Siegm. Jac. Baumgarten's Erläuterungen der im christl. Concordienbuch enthaltenen symbolischen Schriften, S. 278. 328.

***) S. das Corpus doctrinae Iulium.

Weise, klar ausgesprochen, was Glaube unserer Kirche ist. Und daran schließe sich die Bezeichnung sowohl der Hauptabwege, welche die evangelischen Christen zu meiden haben, als auch der großen Aufgaben, die unsere Kirche sich gestellt sieht durch das Leben, wie es sich unter uns gestaltet hat. Auf Grundlagen solcher Art, wenn sie umsichtig geschaffen werden, muß eine Einigung aller deutschen evangelischen Christen, wenige sehr Befangene oder völlig Glaubenslose ausgenommen, zu erlangen sein. Wir wollen versuchen, diese Behauptung zu beweisen.

Wollten wir den Zusammenhang mit unserer kirchlichen Vergangenheit zerreißen, so würde dies Vorhaben so undankbar gegen die Leistung unserer Väter, als in sich unhaltbar und erfolglos sein. Wir stehen alle noch in einem Verhältnisse zu unserer Vorzeit, und müssen uns zu ihr bekennen, wie zu unserer Gegenwart; es ist uns allen mit den Vätern unserer Kirche vieles noch gemeinsam eigen.

Hierhin gehört vor allem die Lehre von der allein unbedingten Richterlichkeit des Wortes Gottes in der heiligen Schrift. Es erhebt sich gegen diese keine Stimme, die irgend zu einer Geltung in unserer Kirche berechtigt ist. Wer freilich fragen kann: ob Schrift, ob Geist? statt nach dem Unterschiede zwischen Buchstaben und Geist der Schrift zu forschen; wer nicht die Schrift als oberste Richtschnur für unsere Heilslehre anerkennen kann, der gehört nicht zu uns, und mag eigene Wege gehen. Aber die sämmtlichen Symbole der reformirten Kirche stellen das allein entscheidende Ansehen der Bibel mit vollstem Nachdruck oben an; und unsere lutherische Concordienformel sagt: „es bleibt allein die heilige Schrift der einige Richter, Regel und Richtschnur, nach welcher, als dem einigen Probierstein, sollen und müssen alle Lehren erkannt und geurtheilt werden, ob sie gut, oder bös, recht oder unrecht seien. Die anderen Symbola aber und angezogenen Schriften sind nicht Richter, wie die heilige Schrift, sondern allein Zeugniß und Erklärung des Glaubens, wie jederzeit die heilige Schrift in streitigen Artikeln in der Kirche Gottes von den damals Lebenden verstanden und ausgelegt, und derselbigen widerwärtige Lehre verworfen und verdammt worden" *).

*) Am angef. O. I, 1, 3.

Für diesen Grundsatz haben wir in unserer Kirche, so weit sie reicht, die vollste Anerkennung zu erwarten. Auch über die Grundgedanken der Reformation, im Gegensatze zur katholischen Heilslehre, sind wir hinlänglich einverstanden. Aber sogleich erhebt sich nun, wenn wir zur Erwähnung der beiden Zweige des deutschen Protestantismus, und zur Aufzählung der Symbole beider Confessionen, der lutherischen und reformirten, übergehen, der in unseren Tagen nicht unerhebliche Widerspruch der Gegner unserer Union. Denn wollen wir in unsere Kirchenordnung die beiderseitigen Bekenntnißschriften stellen, so wenden sich jene Strengen von uns ab, und erzählen uns alle Nachtheile und Verwickelungen, welche schon aus der Union für die eine unserer Landeskirchen, die preußische, entstanden sind. Auf der anderen Seite ist die Zahl der begeisterten, treuen Freunde der Union ungleich größer, als die der Gegner, und die Wiederaufhebung der kirchlichen Vereinigung, wo sie erfolgt ist, dürfte ganz unmöglich sein. Die Einigung ist einmal erfolgt; beinahe im gesammten Gebiete der deutschen protestantischen Christenheit ist sie vollzogen, und selbst da, wo man sie unterließ, weil fast die ganze Bevölkerung der einen der beiden Lehrarten zugethan war, oder doch Lutheraner und Reformirte örtlich scharf geschieden waren, hat man sie thatsächlich anerkannt: durch gelegentliche Unterordnung reformirter Gemeinden unter lutherische Consistorien, und durch Berufung unirter Theologen auf Lehrstühle lutherischer Facultäten. Gewiß, die deutsche Union ist eine große Thatsache unseres Jahrhunderts, und nicht in Deutschland nur, auch jenseits des Canals erwachte der Wunsch nach Einigung in den Herzen sehr treuer Christen der verschiedensten Bekenntnisse. Sind denn nicht auch wirklich jene Gegensätze in der Lehre unserer Väter schon gar sehr zurückgetreten hinter den viel größeren von neuerem Ursprunge, welche in beiden Confessionen die Gemüther tief ergriffen haben? Bei den Lutheranern, wie bei den Reformirten, giebt es Freunde des sogenannten Rationalismus und des supranaturalen Lehrsystems; es giebt unter beiden Freie und Unfreie, lieblose Eiferer und Besonnene, Fromme und Unfromme, Gläubige und Glaubenslose. Könnten wir aber wirklich meinen, im Volke lebe noch ein irgend volles Bewußtsein von dem Unterschiede jener Confessionen? Selbst unsere besten Theologen suchen ihn mit Mühe auf, und haben

noch bis heute sich nicht darüber einigen können, worauf er eigentlich ruht mit seinem Schwerpunkte. In den Gemeinden hat man davon keine Kunde. So ist es; und nur manche Prediger möchten, daß es anders wäre, manche Gelehrte stimmen ihnen bei. In der That aber hat seit Spener, und noch mehr seit Schleiermacher, die straffe Spannung beider Confessionen aufgehört, und erst seit wenigem versucht man wieder die Erneuerung des Haders. Indessen auch jetzt kann keiner sich beschwert finden im Gewissen, wenn man einfach ausspricht, was geschichtliche Thatsache ist. Man bezeichne die gegenwärtige deutsche evangelische Kirche als die ursprünglich in den beiden Confessionen vorhandene, und nenne die beiderseitigen Symbole, in welchen beide das Wesentliche ihrer Lehre niederlegten.

Es ist nicht unbekannt, daß bei den Lutheranern neben ihren am allgemeinsten verbreiteten Bekenntnißschriften eine sehr ansehnliche Zahl bestimmter localer Sondersymbole angetroffen wird: daß fast jede Landeskirche ihre Besonderheiten in der Auswahl unter jenen Hauptsymbolen, wie in zusätzlichen Bestimmungen besitzt, und beinahe jede angesehene Stadt, in ihrer Urkirchenordnung, besondere Lehrnormen geltend machte *). Dieser Umstand muß hervorgehoben werden, damit wieder der Begriff des Symbols eine größere Flüssigkeit erhalte. Auch die Abweichung der deutschen Texte unserer Bekenntnisse, namentlich des Augsburgischen, von den lateinischen, welche doch nur durch die Theologen jenen vorgezogen worden sind, wie die nicht unerhebliche Verschiedenheit der verschiedenen deutschen Ausgaben jener Schrift in großen Lehrstücken, nicht etwa nur die zwiefache Fassung des zehnten Artikels, ist wohl beachtenswerth. Sehr übel war der Rath, allein das Augsburger Bekenntniß herauszuheben, und allein auf dieses zu verpflichten. Denn dasselbe ist nur ein einzelnes Glied in der reichen mannichfach verschlungenen Kette der Symbole unserer Kirche, und wechselseitig ergänzen sie einander, und gleichen sich unter einander aus auf ihren schwachen Seiten. Die hin und wieder übergroße Milde jener Confession findet ihren Gegensatz in der schroffen Härte der Artikel von Schmalkalden; die hin und wieder nur wissenschaft-

*) Eine ziemlich vollständige Übersicht über diese ist aus Baumgarten's angeführten Erläuterungen zu gewinnen.

liche und gelehrte Ausdrucksweise beider wird uns durch das Kernhafte und Allfaßliche in den Katechismen Luthers reich vergütet, und nur das Ganze unserer lutherischen Symbole darf uns für das große in sich hinlänglich abgeschlossene Werk der Lehrentwickelung bei den Lutheranern des sechzehnten Jahrhunderts gelten.

Wir kommen zu den Reformirten, deren ganze Lehrart eine von der lutherischen gar nicht unwesentlich verschiedene Färbung hat, wegen der bei beiden verschiedenen Wendung des ihnen gemeinsam eigenen Grundgedankens, und deren eigentliche innerlichste Urverschiedenheit man doch bisher, — wir haben es schon bemerkt, — ungeachtet der scharfsichtigsten Forschung nicht aufgefunden hat. Inzwischen haben in Deutschland Reformirte und Lutheraner nicht nur einander mannichfach sich genähert und geeinigt, sondern es giebt auch, in Kurhessen, eine Landeskirche, welche eine reformirte heißt, und wirklich manche Formen der reformirten Verfassung aufgenommen hat, ob sie gleich in der Lehre wesentlich lutherisch war und ist. Und tiefer aufgefaßt, erscheinen uns die beiderseitigen Lehrweisen keineswegs unvereinbar mit einander, sondern beide sind nur einseitige Auffassungen, die nach umsichtiger Auseinanderlegung ihrer Grundbestandtheile, und Ausscheidung des wirklich Irrigen auf beiden Seiten, wie nach wechselseitiger Ergänzung des für sich Unzulänglichen, zu einer höheren Einheit sich gestalten lassen. Die Vollendung dieser Arbeit muß der Zukunft aufbehalten bleiben; für jetzt darf es genügen, es auszusprechen: die reformirte Kirchenlehre, wie sie in den wenigen in Deutschland gültigen reformirten Bekenntnißschriften vorliegt, sei der zweite der beiden Hauptzweige, in welchen die deutsche evangelische Kirche Dasein und Bestand gewonnen hat.

Und unsere Kirche ist auch groß und weit genug, um selbst den kleineren Genossenschaften, die unter uns auf dem Grunde der Augsburgischen Confession, oder neben ihr, entstanden sind, ein schützendes Obdach zu gewähren. Sie kann es diesen zum Theil so achtbaren Gemeinden überlassen, an sie, je nachdem sie es wünschen werden, aufs engste oder minder eng, sich anzuschließen.

Wir haben im Bisherigen einfach das Thatsächliche angegeben, ohne ein dogmatisches Gericht darüber. Und allein ein solches Verfahren kann uns um die Klippe hinweghelfen, die wir vor uns haben, wenn wir nunmehr in den Lehrbestimmungen unserer Kir-

chenordnung auf die große, seit etwa achtzig Jahren in unserer Theologie und Kirche vorhandene Bewegung kommen. Können wir unmöglich hoffen, jetzt durch irgend eine Formel den noch immer sehr aufgeregten Streit zu schlichten, obwohl der Friedensschluß von der Wissenschaft schon vorbereitet wird, so haben wir sogar einzuräumen, daß auch nach einst erfolgter Einigung gewisse Nachwirkungen des einmal hervorgetretenen Zwiespalts immer fortbestehen werden.

Auf dem Gebiete der Religion zeigen sich uns dieselben Verschiedenheiten in der Aneignung des Gegebenen, wie in den Dingen des Geistes überhaupt. Es giebt große allgemeine Unterschiede in den Anlagen und Richtungen der Menschen: die Einen sind vorzugsweise denkende, die Anderen empfindsame Naturen; die Einen in dieser, die Anderen in jener Beziehung entweder nur empfänglich, oder zugleich ausgerüstet mit einem Triebe zu schöpferischer Thätigkeit, sie suchen und erfinden; und die Einen sinnen immer, für die Andern, die Willensstarken, ist die That die erste Sorge; die Einen haben eine Religion, die fast ausschließlich in einer, wohl auch spielenden Liebe Gottes besteht, bei den Andern überwiegt die Achtung, die Ehrfurcht vor dem heiligen Herrn im Himmel; endlich den Einen gilt das Wort des Heilandes das Mehrste, Anderen sein Leben, noch Anderen sein Tod. Alle diese Unterschiede haben auf die Auffassung des Christenthums vielfältigen Einfluß, und hat sich einmal eine bestimmte Weise der Christlichkeit ausgeprägt, so pflegt sie nicht leicht wieder gänzlich zu verschwinden; es erhält sich leicht eine ausdrucksvolle Melodie, auch wohl ohne Text. In der Religion, wie in der allgemeinen Bildung der Völker, ist die Poesie das Frühere, die Prosa folgt; wenn aber diese einmal in Gebrauch kam, zeigt sich eine Menge prosaischer Gemüther, die sich zu jener nie recht erheben, und das höchste Schöne sich nie recht innerlich zu eigen machen. Auch in den Dingen des Glaubens ist die Prosa klar, allverständlich, bisweilen sogar nüchtern; die Poesie darin — ein tieferes und regeres Fühlen, Sinnen, Bilden, voll reicher Schönheit, aber auch wohl einmal verworren, schlüpfrig, krankhaft in mancher Art. Daher dürfen auch auf diesem Gebiete nicht etwa nur Prosaiker, oder nur Poeten sein: die einen müssen die andern ergänzen, vor dem Übermaß bewahren; eben in der Kirche können wir weder die einen noch die anderen

missen. Und in der That gab es von Anfang an Ebioniten neben den Gnostikern, später neben den mystischen Gemüthern die Scholastiker. So wird es denn auch immer künftig Lichtfreunde geben, die schon bei dem Scheine der Hauslampe vergnügt, nicht gern hinausgehen aus der für sie wohnlichen eigenen Hütte an den hellen Tag. Gott aber sieht das Herz an, und der Wille gilt vor ihm mehr, als der Gedanke; die Gesinnung prüft er; wer seinen Willen thut, den nimmt er an. Aber den Hochmuth jeder Art verwirft er, und der widrigste ist ihm der geistliche. Die wirklich Starken tragen gern die Schwachen; sie können nicht dagegen sein, wenn jene Kirchenordnung, welche wir im Sinne haben, in der Erwähnung des geschichtlichen Entwickelungsganges unserer Lehre die neueren Vorgänge aufführt, wie sie waren, und erklärt, daß gegenwärtig noch gar mannichfach verschiedene Denkweisen und Richtungen im Umkreise der deutschen Kirche sich begegnen. Sagt aber jemand: dulden will ich in der Kirche jene Ebioniten unserer Tage, sie sollen jedoch nur Hörer, und nicht Lehrer sein: der bedenke, daß es auch Lehrer für diejenigen geben muß, die noch die festere Speise nicht vertragen können, und daß die Gemeinden und ihre Lehrer sich einander wechselseitig bilden müssen. Denjenigen Lehrer, welchen die Gemeinde versteht, und welchen sie nöthig hat, weil einstweilen nur er sie fördern kann, den wähle sie, und niemand wage, ihn ihr zu versagen. In diesen Dingen läßt sich nichts erzwingen, nichts erkünsteln; und alles Drängen, Zerren, Treiben, welches der entstehenden Überzeugung, die nur allmälig sich entfalten, sich befestigen kann, keine Zeit vergönnt; die erndten möchte, ohne den Acker zu erweichen, anzubauen, und die Saat zu hüten, ist üble, vom Herrn verbotene Proselytenmacherei. Auch darf man in den Dingen des Glaubens nicht anfangen mit dem, was den Beschluß zu machen hat: nicht die Lehren vom Ausgange des Sohnes aus dem ewigen Vaterschoße, die Wesensunterschiede in der Gottheit, und alles Tiefere der Lehre vorantragen, bevor man noch den Grund gelegt. Christus hielt es ganz anders, und gewiß, er traf das Rechte. Auch nicht die Rücksicht auf die so bildsamen Unmündigen in der Gemeinde darf uns irre machen. Denn jede tüchtige Entwicklung kann nur in lebendigem, allseitigem Zusammenhange des Späteren mit dem Früheren gedeihen, und die

Söhne werden, auch ohne Treibhauspflege, gefördert von den Einflüssen der rastlosen Fortschritte der Zeit, die Eltern übertreffen an Einsicht und Verständniß. Wer aber bei seinen Kindern den Unterricht des Geistlichen ergänzen kann und will, dem steht es frei; wer es nicht kann, der wird und darf es auch nicht wollen. Und nun hier noch dies. Das kirchliche Leben gedeiht nur in ordnungsmäßiger Aufeinanderfolge aller seiner Elemente: eine ächte gottesfürchtige Stimmung und Gesinnung ist Vorerforderniß der gesunden Christlichkeit, und wo nicht diese ist, da wird sich nie die rechte Kirchlichkeit entwickeln. Kehrt es nicht um, dringt nicht auf Kirchlichkeit, wo ihr nicht zuvor die Christlichkeit erwecktet; und wollet nicht diese bringen, wo es fehlt an wirklicher Religion, an strenger Sittlichkeit. Wenn Christus sagte, wer aus Gott sei, höre seine Stimme, so drückt er darin die große Wahrheit aus, daß der ächte, starke, volle Gottesglaube, so weit er ohne ihn, den Heiland, zu gewinnen ist, hinführt zu ihm; oder daß Religion nothwendige Vorstufe der vollkommenen Religion, der Erkenntniß des Vaters in dem Sohne ist. Aus dieser fließt zuletzt der wahre christliche Gemeinsinn, oder wahre Kirchlichkeit, von selber.

Wir zerstören das kräftige feste Dasein unserer Kirche, wenn wir in ihrem Bereiche nichts von dem dulden können, was, wie es einst, Jahrtausende hindurch, auf sie vorbereitet und für sie Raum geschaffen hat, so auch noch zu unserer Zeit eine Macht ist, die uns hinleitet zum Erlöser, und für ihn uns erzieht. Mag daher immerhin eine gewisse Lehrweise in unserer Kirche nur allzusehr dem jüdischen Gesetze entsprechen: wir wissen doch, daß es in der Christenheit noch immer des Gesetzes bedarf, als eines Zuchtmeisters auf Christus. Und immer müssen unter uns verschiedene Stufen des Glaubens und der Erkenntniß sein, so gewiß es jederzeit Reiche und Arme geben wird. Mag nicht aber mancher Arme reicher sein als viele Vielbegüterte? Gott weiß es, und nur er kann hierin Richter sein.

Aber, fragt hier vielleicht mancher, sollten denn wirklich dadurch die tiefen Risse in unserer Kirche heilen können, daß wir jedem ihrer Lehrer eine maßlose Freiheit zulassen? Dies ist nicht unsere Meinung: es giebt genau bestimmte Gränzen, wo die Christlichkeit beginnt, und wo sie aufhört, und wir forderten vom Lehrer, daß er diese Gränzen niemals in seinem Vortrage überschreite;

wir suchten für die Wahrheiten unseres Glaubens einen vollen Ausdruck, und jede wirkliche Entfernung des Lehrers von jenem Wesentlichen soll gewissenhaft gerichtet werden durch die obersten Vertreter jedes größeren Gesammtverbandes von Gemeinden. Die Freiheit in der Kirche darf nicht ohne Ordnung sein. Aber es gelte uns der Glaube alles, oder doch das Meiste. Wer Sinn hat für die Herrlichkeit des größten der Propheten, des einigen Königs im Reiche der Wahrheit, der die Dornenkrone trug am Kreuze; wer dafür viel Gefühl hat, wenn er auch, aus Ehrfurcht vor der heiligen Gestalt des Herrn, ununtersucht läßt, ob an ihr gar nichts vom Staube dieser Erde hafte, kann ein besserer Lehrer sein, als der nur gründliche Dogmatiker, welcher alle Beweise für die Sündlosigkeit des Herrn geprüft und ins Gedächtniß aufgenommen hat. Christus selber, wie er sich für uns dahingegeben hat, soll uns entschieden mehr sein, als alle unsere Antworten auf die Fragen nach dem Ursprunge seiner einzigen Erscheinung, nach der Art ihres Hervorgehens aus der ewigen Gottheit, und deren Einssein mit ihr vor aller Zeit. Ist uns gemeinsam Christus das Maß, wonach wir alles im Leben, wie in unserm Lehrbegriffe schätzen, so wird sich unter uns Übereinstimmung genug ergeben, und wir können nicht uns feindlich absondern von einander; wenn wir nur in Christo alle erfunden werden, so sind wir innig eins in einem und demselben Sinn und Geiste.

Wir haben keineswegs im Sinne, die Kirche der Wissenschaft zu berauben; denn ohne dieselbe kann sie kein volles Leben haben, keine Fortentwicklung, keine Sicherung ihrer Urkunden, keine Verbindung mit dem Vorschritte der Zeiten. Die Wissenschaft steht mit Recht sehr hoch in unserer Kirche; und welche Aufgaben sind ihr seit wenigem zu Theil geworden! Sie hat, mit allen jetzt vorhandenen Mitteln, das in der Schrift enthaltene Gotteswort, das reine Göttliche darin, voll und rein herauszuheben aus der menschlichen Umhüllung; die zahlreich in der Schrift vorhandenen Gegensätze der Ausdrucksweise zurückzuführen auf ihr Mittleres; die verschiedenen Lehrarten der Apostel innerlich mit einander auszugleichen, und auf dieser Grundlage ein Gebäude der Lehre aufzuführen, in welchem unsere Zeit einen genügenden wissenschaftlichen Ausdruck ihres Glaubens finden kann. Die Wissenschaft hat endlich jetzt die Kirche mannichfach beim Werke der Verfassung,

bei der Einrichtung ihres Gottesdienstes, und bei den neuen Pflichterfüllungen, die jetzt ihr obliegen, zu berathen. Damit sie aber dies alles leisten könne, werde sie befreit von der bisherigen unnatürlichen Vermischung mit den eigentlichen Glaubenssätzen: die Kirche nehme das der Gemeinde Eigene hin, und lasse der Wissenschaft die freiste Bewegung; wie denn auch der Staat die Wissenschaft, deren ebenfalls bedürftig, nicht einengen soll, und nicht einmal sie zu leiten suchen darf. Nur gegen wissenschaftliche Schlechtigkeiten, welche den bloßen Schein der Gründlichkeit erborgen, schreite er ein, und so halte es auch die Kirche: der lügenhaften falschen Wissenschaft, die sich auflehnt wider Christi Wahrheit, versage sie, sich einzumischen in die Predigten. Weiter können sich unmöglich ihre Befugnisse erstrecken, wenn anders ihre Stimme Ausdruck des Willens der Gemeinden sein soll, und nicht des Lehrstandes allein. Die Wissenschaft aber werde endlich inne, was sie eigentlich zu leisten berufen ist: sie soll Gewißheit geben, wo sie kann; wo sie es nicht kann, hat sie die Grade der Wahrscheinlichkeit umsichtig abzumessen; aber das bloße Spielen mit Meinungen, Vermuthungen und Möglichkeiten entehrt sie, macht sie anrüchig, und beraubt sie aller Wirksamkeit. Und unsere Theologie, eine in dem Ganzen der Kirche unentbehrliche Ergänzung des Glaubens, wenn sie sich lostrennt von diesem, ist ein Lebloses, ein Nichts; so wenig ein Wissen von der Natur entstehen und gedeihen kann ohne unmittelbare Sinnenwahrnehmungen, so wenig giebt es eine wahre Theologie, die ohne Glauben wäre.

Eine starre Einerleiheit in der Auffassung könnte nur das Zeichen des schon eingetretenen Todes einer Kirche sein. Man ziehe ihn nicht herbei durch geflissentliche Hinausweisung aller Gegensätze; eine große, lebensvolle Glaubensgenossenschaft muß immer, wird immer eine Mehrheit der Lehrweisen in sich vereinigen. Nur suche jede der anderen gerecht zu werden; und überhaupt sei Jeder bereit, den Nächsten höher als sich zu achten, und liebend dessen Schwächen zu tragen.

Auf diesem Wege versuche man die Einigung der Parteien unserer Kirche. Man stelle in einfachen großen Zügen die Hauptpunkte ihrer ursprünglichen und gegenwärtigen Besonderheiten auf, und ziehe sich dann zurück auf das, was von allen, die je wirklich Genossen unserer Kirche waren, zu allen Zeiten und an allen Or-

ten, im Herzen geglaubt, mit dem Munde bekannt, und im Leben, als Kraft aus Gott, herrlich erwiesen ward: man gebe dem einen Ausdruck, welcher weder farblos und zerflossen, noch auch eine Rede menschlicher Gelehrsamkeit und Kunst, vielmehr das starke, unverkennbare, Achtung erzwingende Gepräge göttlicher Kraft und Wahrheit trägt. Und zu diesem Bekenntnisse des Glaubens, wie zu den von uns vorgeschlagenen geschichtlichen Darlegungen, werde ausdrücklich hinzubemerkt, daß jede Lehrform, welche irgend bisher in unserer deutschen protestantischen Kirche seit ihrem dreihundertjährigen Bestehen zu anerkannter Wirksamkeit gelangt ist, einstweilen auch fernerhin berechtigt sei, wofern sie nur ruht auf dem gemeinsam anerkannten Glaubensgrunde; daß endlich die einzelnen Gemeinden die Lehrart, wie den Lehrer, frei zu wählen haben. Wer nur mit uns im Glauben an das in der Schrift enthaltene Evangelium steht, soll uns willkommen sein: mit ihm wollen wir gern gemeinsam uns befestigen in jenem Glauben, und er theile mit uns den Widerspruch gegen die Grundirrthümer der katholischen Kirche, wie gegen die antichristlichen Bestrebungen der Gegenwart.

Wir kommen zu dem Letzten in demjenigen Theile unserer Kirchenordnung, welcher von der Lehre handeln wird: zur Angabe der großen neuen Irrthümer, die unseren kräftigen Widerspruch erfordern, wie der besonderen praktischen Leistungen, zu welchen wir uns im Angesichte der jetzigen Weltzustände zu vereinigen haben.

Ein neues Heidenthum ist im christlichen Abendlande aufgekommen seit zweihundert Jahren, und mächtig erhebt es sich vor unseren Augen, lüstern nach Entzügelung des Fleisches, voll Weltgier, die sich an dem Endlichen zu sättigen hofft, zwiefältig ärger als das alte Heidenthum: ohne dessen tieferes Ahnen, und ohne demüthige Ehrfurcht vor höheren Mächten über den menschlichen Geschicken. Das alte Heidenthum darf uns in vielen Beziehungen als Vorstufe des wahren Gottesglaubens gelten; das neue ist absichtliche Befehdung dieses Glaubens, planmäßige Zersetzung desselben in ein Nichts. Der Pantheismus in seiner neuesten Entfaltung ist dieses Heidenthum; er führte zum Atheismus hin: der im Denken Ungeübte wird nie eine Weltordnung ohne selbstbewußten Willen für wahre Gottheit halten. Wir dürfen jedoch nicht den Pantheismus ohne Weiteres verwerfen. Es ist seit ei=

niger Zeit die Anklage auf ihn erhoben worden gegen Lehrsysteme, welche doch nur die ewige, unumschränkte Urpersönlichkeit gleichsam in der Mitte zwischen einer Persönlichkeit, wie die unsrige, die der Einzelwesen einer Gattung, und zwischen der Auflösung der ewigen Gottheit in ein lediglich Allgemeines suchten. Und manche gedankenreiche, wohlgesinnte Theologen, welchen unsere Wissenschaft eine vielfältige Anregung verdankt, haben sich in der That auf dem Gebiete der Speculation in allerlei Theogonien verloren, die, obwohl wirklich recht bedenklich, doch nicht berechtigen, die Urheber zu streichen aus der Zahl der treuen Lehrer des Evangeliums. So wäre bei der Bestimmung des Verwerflichen in dieser Richtung vielleicht nur anzugeben, welche unmittelbaren Folgesätze, wenn ein System zu ihnen wirklich hinführt, jegliche Einmischung desselben in Predigt und Katechismuslehre unzulässig machen. Gleiche Vorsicht würde bei der Ausschließung vorwiegend gesetzlicher Lehrweisen unsere Pflicht sein. Das Gesetz ist auch für die schon Geförderten unter den Christen noch unentbehrlich, nach der Lehre unserer Väter; und was unsere Zeit so schwach, unser Christenthum fast unwirksam gemacht hat, im Vergleiche mit seinem vormaligen großen Wirken: es ist der Mangel an Betonung der gesetzlichen Elemente in der Lehre, und in Folge davon der Mangel an heiliger Ehrfurcht vor dem Herrn im Himmel, die fehlende Geneigtheit, die Stimme des von der Wahrheit erleuchteten Gewissens als die Stimme Gottes mit heiliger Scheu zu hören, die dürftige Ausbildung unserer Willenskraft. Willkommen seien uns deshalb auch die Männer des Gesetzes, während ihnen doch nicht gestattet werde, die Gnade Gottes, und die Gerechtigkeit, die aus dem Glauben, der innersten Gesinnung hervorgeht, zu beseitigen. Und so verhält es sich mit allen gegensätzlichen Bestimmungen, welche die Kirche unserer Zeit zu ihrem Schutze nöthig finden kann.

Zu diesen Verneinungen müssen ausdrückliche Angaben der besonderen Leistungen und Thätigkeiten kommen, welche der gegenwärtige Weltzustand von unserer Kirche fordert. Die Zustände, an welchen diese jetzt ihre Kraft und Wirksamkeit erproben soll, sind in vieler Hinsicht gänzlich andere, als die der ersten christlichen Jahrhunderte, des Mittelalters, oder auch der Zeit der Reformation. Es wird eine deutsche evangelische Kirchenordnung

für unsere Zeit zunächst eine sehr ausgebildete kirchliche Armenpflege anzuordnen haben. Wie die Reformatoren an die Stelle des Almosengebens, als eines Gesetzeswerkes, eine neue Weise der Kastenverwaltung und des wohlthätigen Spendens setzten, so werden die jetzigen Ordner unserer kirchlichen Einrichtungen dem Übel der in unsern Tagen gewaltig um sich greifenden Verarmung aufs neue gründlich zu begegnen haben; und schon in dem die Lehre regelnden Theile unserer neuen Kirchenordnung wird die Pflicht der Kirche, den Armen zu predigen, und sie durch das Evangelium zu erheben, die Reichen aber anzutreiben zu weisen und freigiebigen Unterstützungen, zu erörtern sein. Es ist eine Hauptaufgabe der Kirche unserer Zeit, von innen her die Quellen des Verarmens, so wie der übermäßigen Bereicherung, zu verstopfen. Die Kirche muß dabei das Meiste thun; denn die Erleichterung der Armen ist wirklich keine Rechtspflicht, die erzwungen werden dürfte; sie ist ausschließlich eine Pflicht der Liebe. Ferner die Pflicht der Diener und Genossen unserer Kirche beim Kampfe mit dem vielartigen Weltsinn und aller Fleischlichkeit unserer Tage, muß klar bezeichnet, der Gegensatz des Evangeliums zu jenem Schlechten stark hervorgehoben werden. Überhaupt der Unterschied zwischen dem Reiche Gottes und der Welt, dem Staate und der Kirche, dem allgemeinen Priesterthume aller Christen, und dagegen allem Frömmelnden, Mattherzigen, Pfäffischen, ist von uns deutlich auszudrücken, wenn jetzt unsere Kirche eine des Herrn würdige und feste Gestalt, feste Ziele, feste Richtungen erhalten soll.

Was eine Zeit den Gemeinden abfordert, was die Christenheit nöthig bedarf für den vorhandenen Augenblick, das wird ihr gegeben, und sie vermag es. Wir jetzt bedürfen jener festen, klaren Grundgedanken, und wohlthätiger, weiser Ordnungen für unsere gegenwärtig an sich selber gewiesene Kirche; gewiß, der Herr im Himmel wird dabei unsere Hülfe sein. Damit aber, was Menschen ordnen nimmermehr zur starren Fessel werde, mag, so oft die obersten Synoden der deutschen Kirche sich versammeln, immer aufs neue Rechenschaft gegeben werden von dem jedesmaligen Zustande der Erkenntniß und der Einrichtungen unter uns, und immer werde zu dem Vorhandenen Besseres hinzugefügt: in beständigem Fortschritt nähere sich unsere Kirche ihrem hohen Ziele, und ohne Hemmung ströme durch sie der Geist des Vaters und des

Sohnes, die Kraft des Ewigen. Jesus Christus, gestern, heute, und derselbe auch in Ewigkeit: so sei es unter uns, so bleibe es.

Es geht unter uns eine geistreiche Sage, daß nachdem im Katholicismus der Sinn und Geist des Petrus, und bei den Protestanten Paulus die Herrschaft verwaltet, ein Zeitalter des Johannes anbrechen wolle im Reiche des Herrn. Aber nicht Johannes, nicht Paulus, nicht Petrus ward zur alleinigen Verwaltung der Kirche Gottes berufen. Mit einander sollten sie, jeder an seinem Theile, den ihnen gewordenen Auftrag erfüllen, und allein Christus sollte alles sein in den Gemeinden. So werde es unter uns: jeder ächte Jüngersinn, wie er gestaltet sein möge, sei uns willkommen.

„Ihr milden Johannesseelen, eure Arbeit ist am Heerde des Hauses; da pflegt ihr die Gluth, die alle wärmt, und von der jeder nimmt, wie viel er empfangen kann. Ihr habt die Mutter und Schwestersorgen im Hause; euch ist das Geheimniß offenbart, alle Menschen zu lieben.

Ihr starken Petrusgemüther, eure Arbeit ist das Schaffen und Wirken nach außen; euch wurden die Flammenstrahlen, und euer heißer Wille treibt die Gränzen des Himmelreichs als fluthende Wellen vor sich her. Ihr habt die Vater und Brudersorgen im Hause, ihr tragt als Männer die Waffen zum Schutz und zum Trutz; ihr führt das zweischneidige Schwerdt des Gotteswortes, und jenen Donner, der das erste Licht in finstere Seelen geleitet.

Ihr verständigen Jakobusseelen habt nicht den lebenden Sonnenstrahl des Johannes, nicht des Blitzes Flammen, welche Petrus geschleudert, aber auch ihr verwaltet die Ströme des Geistes, ohne von einem über das Ufer getrieben zu werden; ihr weiset Jedem seine Bahn und sein Maß, damit alle zum rechten Ziele gelangen mögen.

Sehet da die drei Säulen der Kirche von gleichem lauterem Golde evangelischen Geistes, wenn auch nicht von gleicher Gestalt und Stellung! Hält Christus euch alle in gleichem Werth, warum mißachtet ihr Einer den Andern?" Unsere Kirche ist weit genug für euch alle; euch alle bedarf sie; aber ihr Meister und Herr ist Einer; und nur Er soll uns alles sein, und alles gelten.

Das Streben nach Verfassungen, die Macht, von welcher unsere Zeit beherrscht wird, hat sich auch der Kirche mitgetheilt, und ob uns gleich äußere Formen nie den Geist, die innere Kraft ersetzen können, so sind sie doch Kanäle, welche den Umlauf der jedesmal vorhandenen Kraft erleichtern, und sie anregen zu mannichfachen Äußerungen. Ohne eine feste Verbindung mit einander dürften wir auch schwerlich den Stürmen widerstehen können, die schon sich erhoben haben wider unsere Heiligthümer.

Geht jetzt jede besondere Landeskirche, jede in sich geschlossene Partei, unduldsam eigene Wege; kann es der Altlutheraner nicht über sich gewinnen, mit dem Unirten und dem Reformirten sich zu einträchtiger Wahrung des Gemeinsamen zu verbinden; können die Schwachen nicht die Starken, und die Starken nicht die Schwachen ertragen; ziehen wir es vor, „einander zu beißen und zu fressen“, — stark warnend bezeichnet so der Apostel unsere Unverträglichkeit, — oder doch die Straße zu dem einen Himmel, sei es einsam, sei es mit nur Wenigen zu gehen: nun wohl, dann werden wir an diesem bösen Eigensinne schwer zu tragen haben. Die katholische Kirche, obwohl jetzt auch in großer Gährung, ist nur Eine; die evangelische kann sich nur in fest geschlossenen Reihen ohne Nachtheil behaupten gegen sie, und bedarf in diesem Kampfe, forthin der Nachhülfe des Staats in manchen Beziehungen beraubt, einer festen und wohlgeordneten äußern Einrichtung. Und eine bessere Verfassung als die vormalige, kann uns leicht gelingen, wenn wir nur wieder mit Vertrauen die Zustände ergreifen, wie sie sind, und so von dem einmal Gewordenen hinstreben zu dem Besseren.

Der Ausbau unserer Verfassung kann nur von den Fundamenten aus begonnen werden. Man hat uns zwar gerathen, die Fürsten um die Wiederversammlung höherer Kirchenbeamten anzugehen: allein schon vor drei Jahren fand deren Berathung nicht das mindeste Vertrauen; wie dürfte davon jetzt irgend etwas zu erwarten sein. Eine plötzliche und gänzliche Auflösung unseres Verbandes mit unseren bisherigen kirchlichstaatlichen Behörden wäre aber ebenfalls ein großes Übel, und überdies auf Seiten der Kirche, wenn sie vom Staate sich trennen wollte, bevor sie von ihm wirklich entlassen wird, ein thörichtes und grobes Unrecht. Noch aber hat sich nirgend im deutschen Lande der Staat von der Kirche ganz zurückgezogen, und, verpflichtet zu verhüten, daß nicht neben

ihm ein Staat im Staate, eine in sich souveraine, seiner Beaufsichtigung gänzlich entzogene äußere Macht, sich bilde, wird er fortwährend mit der Kirche in einer festen äußeren Verbindung bleiben. Die Stellung unserer geistlichen Minister ist freilich jetzt eine gänzlich neue; aber noch ist der Staat befugt, durch sie der Kirche die Bedingungen vorzulegen, unter welchen er sie dulden will in seiner Mitte. Die Kirche mag dabei ihre Wünsche, ihre Forderungen geltend machen, aber sie kann, sie darf nicht für sich die Befugnisse einer unumschränkten staatlichen Vollgewalt in Anspruch nehmen. Ultramontane Katholiken und unter uns manche Eiferer erstreben dies, um, die einen, wie die anderen, auf eigene Hand zu schalten, zum großen Schaden unserer Kirche. Aber ihre Pläne können nicht gelingen. Der neue Staat wird kräftig festhalten, was ihm gebührt; und es gebührt ihm, vermöge seines Naturrechts, die Hoheit über alle in seinem ganzen Umkreise vorhandenen Vergesellschaftungen, auch die gottesdiestlichen: die Beachtung aller in deren Grundsätzen oder Einrichtung erfolgenden Veränderungen, die Zustimmung (das Placet), bevor Beschlüsse der Kirchengemeinde gültig werden dürfen; ferner ein Überwachen ihrer Diener, welches ihn berechtigt, an deren Prüfung, mindestens der für das Amt, Theil zu nehmen, und er hat sogar das Recht gewisse Culte, wenn sie staatsverderblich sind, zu verbieten, andere, — man erschrecke nicht vor diesem Theile seines unveräußerlichen, obgleich jetzt in Beziehung auf die Kirche so gefährdeten Rechts, das zu begünstigen, was ihn fördern kann, — mit Vortheilen auszustatten, sie aufs wirksamste zu heben; nur ohne Einmischung in ihre innere Entwicklung. Dies sind die staatlichen Befugnisse im Kirchlichen: das Recht der Zulassung, der Oberaufsicht und das Schirmrecht über die kirchlichen Körperschaften. Und hatte zwar die Kirche damals ihre schönste Blüthe, als der Staat sie befeindete, so kann sie doch jetzt nur wünschen, seines Schutzes und seiner weisen Nachhülfe sich auch ferner zu erfreuen. Nur durch ihn kann sie vor inneren Zerwürfnissen, wie vor den Ungerechtigkeiten ihrer Neider sich gesichert sehen; und wenn sie eben jetzt nach Erweiterung ihrer Verbindungen, nach innerem Verkehr über die Gränzen der Einzelstaaten hinaus, streben muß, so kann dies, ohne Gefahr für diese letzteren, nur unter deren Mitwissen und Vermittelung geschehen.

Daher ist es mit Dank anzuerkennen, wenn der Staat jetzt unserer Kirche leisten will, was nur er kann und darf: wenn er vermittelst eines hohen, dazu von ihm beauftragten Beamten die Einleitung zur Zusammenberufung von Synoden trifft, gestattet, daß aus ihnen Obersynoden zur Feststellung der allgemeinen Ordnungen der Kirche hervorgehen, und die Genehmigung der Beschlüsse in Aussicht stellt. Wiefern hiebei die Mitwirkung der bisherigen Consistorien zu wünschen sei, darüber giebt es, je nach dem Maße unseres Vertrauens oder Mißtrauens gegen diese, verschiedene Urtheile. Gewiß ist, daß ihre Dienstleistung, wo man sie wirklich wünscht, beim Werke der Neubildung unserer Kirche nur förderlich sein kann; daß aber in jedem Falle in der Kirche jetzt die Stimme der Gemeinden und Synoden, der frei gewählten Männer des Vertrauens, zu entscheiden hat. Aus diesem Grunde durfte denn auch jetzt keine von den Fürsten berufene Versammlung kirchlicher Würdenträger, sondern nur eine frei gewählte Vertretung der Gemeinden, das Erste sein: von unten herauf, nicht von oben her, muß der Bau begonnen werden. Und von dem Rechte mitzuwählen für die Synode, wie für die Gemeindeämter, kann, wie es jetzt liegt, keiner ausgeschlossen werden, der bisher für ein Mitglied der Gemeinde galt, und dafür ferner gelten will. Es wäre freilich unser Verfassungswerk uns sehr erleichtert, wenn die Genossen der unsichtbaren Kirche untrügliche, äußere Merkmale trügen; und wenn dann nur sie in den Angelegenheiten der Gemeinde zu sprechen hätten, so könnte uns der Grundsatz der Entscheidung nach Stimmenmehrheit nie bedenklich werden. Indessen, wenn man bedenkt, daß in unserer Kirche die Abstimmung nur ein Mittel ist, es zu erfahren, welche der in ihr vorhandenen Auffassungsweisen so eben überwiegt; daß gar nicht die Zahl der Stimmen für die Wahrheit einer Meinung Bürgschaft leisten soll; daß, wenn wir einer großen Gemeinschaft angehören wollen, von uns so lange auf ein Durchsetzen der eigenen Überzeugungen und Wünsche verzichtet werden muß, als diese noch nicht die Stimme der Mehrzahl für sich haben; daß ferner keine sichtbare Kirche hienieden je eine allvollkommene sein kann, während uns doch die äußere kirchliche Gemeinschaft unentbehrlich ist: so wird man auch in der kirchlichen Gesellschaft, wie sie eben ist, die jedesmal einstweilige Geltung der Stimmenmehr-

heit sich gefallen lassen, so lange nur nichts wider das Gewissen gefordert wird. In diesem Falle, wenn je das ewig unveränderlich Gültige im Christenthum sollte von der Mehrzahl aufgegeben, das Unchristliche zum Gesetz erhoben werden, scheidet man aus, und übernimmt, wenn es sein soll, freudig jede Art des Märtyrerthums. Aber dahin ist es noch nicht gekommen, und Christi Kirche, die sich sammelt um das lautere Evangelium, hat die Verheißung, daß auch die Pforten der Hölle nichts vermögen wider sie.

Nichtsdestoweniger ist es jetzt unsere Pflicht, einer bloßen Herrschaft der Stimmenmehrheit in der Kirche vorzubeugen. Denn selbst die heilsamsten neu gewonnenen Erkenntnisse theilen sich nie alsbald der Menge mit; nie wird, wenn wir eben nur die Köpfe zählen, die Mehrzahl zu der höchsten Höhe der Einsicht und Begeisterung sich erheben. Aber schon oft hat sie das Wahre selber und das Gute verläugnet und verworfen. Die Stimmenmehrheit der athenienſischen Richter reichte dem Sokrates den Becher mit dem Gifte; den Heiland hat der hohe Rath sehr einhellig dem Kreuzestode überliefert, und die Menge stimmte lärmend in das Urtheil ein; den Huß verurtheilte ein berühmtes öcumenisches Concil, und unzählige Wahrheitszeugen weihte die entschiedenste Mehrheit dem Märtyrertode. Die gesammte Geschichte der großen Synoden, von der Nicäischen bis zur Versammlung von Dortrecht, beweis't es klar: die unbegränzte Herrschaft der Stimmenmehrheit in der Kirche ist ein großes Übel. Noch weniger darf in ihr die Entscheidung einem menschlichen Einzelwillen überwiesen sein; Papstherrschaft und Cäsareopapie verderben sie. Der Herr der Kirche theilt seine Gaben unter viele aus; keinem giebt er alles. Wenn aber die Besten das unter allen vorhandene Gute sammeln und verwalten: wenn in der Kirche eine wahre Aristokratie geschaffen werden kann, dann ist die Leitung in den rechten Händen.

Die beste Verfassung besteht in der Wechselwirkung mehrerer Gewalten, von welchen je die eine die Mängel der anderen auszugleichen hat: im Ineinandergreifen verschiedener Triebräder, wobei die einen hemmen müssen, wenn die anderen übermäßig ihren Gang beschleunigen. Im Staate sichert die Zweiheit der Kammern den ruhigen Fortgang der Entwicklung, die Ordnung in der Freiheit; giebt es nur eine Kammer, so wird man freilich in allem schneller durchgreifen, aber nicht ohne vielfältige Überei=

lungen. Für die Staaten, die noch im ersten Werden sind, mag Eine Kammer angemessen sein; später, wenn sie sich schon ausgestaltet und befestigt haben, werden sie die Theilung der Gewalten vorziehen: in der Kirche ist ohne eine Sonderung forttreibender, und die Bewegung behutsam regelnder Kräfte gar nicht auszukommen. Daher muß die kirchliche Verfassung so geordnet werden, daß neben den aus den Gemeinden immer neu hinzutretenden Wortführern andere in einer verhältnißmäßig festen Stellung sich befinden. Wir würden jedoch irren, wenn wir entweder jene, oder diese, nur zur regen Beschleunigung, oder nur zur weisen Hemmung der Entwickelung verpflichten wollten: beides wird sich unter beide mannichfach vertheilen. Denn wenn auch für den Augenblick bei uns die Menge sich aufmacht, um auf einmal alle Versäumnisse der bisherigen leitenden Behörden auszugleichen, und in dieser Hast wohl gar zertrümmern möchte, was doch nur einer Besserung mit leiser Hand bedarf, so werden doch in der Folge, wenn einmal wieder die neue Ordnung eingebürgert ist, eben die örtlichen Gemeinden und ihre Vertreter vermuthlich wieder vorzugsweise für das Aufbewahren des Gewohnten Sorge tragen; und dann würde das gute Neue zu unterstützen sein von anderen Seiten. Wie aber auch dies sich gestalten möge, ein Zusammenwirken verschiedener kirchlicher Behörden kann nur heilsam sein. Und so errichte man denn neben den Synoden noch anderweitige, von diesen gesonderte Behörden. Sie brauchen nicht gerade über die Synoden erhöht zu sein; wir haben vielmehr für beide das Verhältniß einer wechselseitigen Abhängigkeit im Sinne; denn es giebt ja in der Kirche überhaupt kein Herrschen, als durch Dienen, keine höhere Ehre, als die der freien Unterordnung in der Liebe. Genug, man errichte eine Art von Oberhaus, eine erste Kammer, entsprechend den bisherigen Consistorien, mag man den Namen beibehalten, oder nicht.

Zu den Befugnissen jener Stelle würde zunächst zweierlei gehören müssen: die Vermittlung zwischen der Kirche und dem Staat, und zwischen dem Staate und der Kirche. Denn sind beide, einander unentbehrlich, in beständiger Berührung mit einander, so bedarf es für sie gleichsam einer stehenden Gesandtschaft bei einander, um ihre wechselseitige Antheilnahme an einander rege zu erhalten, die Verbindung unter ihnen zu befestigen, und zugleich

die beiderseitigen Gränzen zu wahren. Es hat der Staat, wie wir schon fanden, ein Recht zur Hoheit über jede kirchliche Genossenschaft; wie jede schuldig ist, ihm sich auszuweisen, so oft er es verlangt. Und ihre gerechten oder billigen Wünsche wird er, um seines eigenen Vortheils willen, gern vernehmen. So aber werden beiderseits Geschäftsträger erforderlich, die füglich mit einander eine in sich zusammengeschlossene Behörde bilden mögen. Auch würde leicht der Staat erbötig sein, diejenigen Mitglieder dieser Körperschaft, die er zu ernennen haben würde, aus dem Stande der Ältesten und Geistlichen zu wählen; oder auch, was das Wünschenswertheste von allem wäre, zur Hervorbringung dieser gesammten Behörde zusammenzuwirken mit den Synoden. Man sage nicht, daß dies mit dem nicht mehr christlichen Staate unvereinbar sei. Unser neuer Staat ist nicht so unchristlich, als ihn die finden, die an den früheren Zuständen große Freude hatten; er ist nicht ohne Religion, nicht ohne christliche Erleuchtung, und seine Bevölkerung steht innerlich zum Christenthume ganz so, wie bisher: nur die unchristliche Eigenmächtigkeit im kirchlichen Regieren hat aufgehört; eine dem Christenthume in Wahrheit gemäßere Art der kirchlichen Verwaltung ist hervorgetreten. Wäre es anders, so hätten wir die ganze neueste politische Bewegung nur als ein strafendes Gericht unseres Gottes anzusehen, und nichts darin als Machtthat seiner hülfreichen Gerechtigkeit und Gnade. Aber es ist gut, daß er dem morschen Alten ein Ende machte unter uns; es ist gut, daß er die unchristliche Christlichkeit des Staats zerstörte: zu einer wahren Christlichkeit will er jetzt die Völker hinleiten, und eben dazu soll uns die Sonderung zwischen Staat und Kirche dienen. Der Fürst, oder der ihm und dem Staate verantwortliche geistliche Minister, kann nun freilich nicht mehr herrschen in der Kirche; beide werden gänzlich außerhalb jener gemischten staatlichkirchlichen Behörde stehen müssen, in allem von ihr unabhängig; und diese hat der Kirche die dieselben betreffenden Entschließungen des Staates unverändert vorzulegen. Der Widerspruch gegen das Ungeeignete darin wird vorzugsweise die Pflicht der Synoden sein: für die Wünsche dieser wird jene Behörde, wenn sie sie theilt, die Genehmigung des Staats in Anspruch nehmen, aber sie wird auch die Befugniß haben müssen, Synodalanträge, wofern sie ihr nach freiem eigenem Ermessen, ohne Rücksicht auf

die Stimmung der Staatsverwaltung, allein im Hinblick auf das Wohl der Kirche, verwerflich scheinen, auf eine Zeit lang abzuweisen. Andererseits werde jeder Vorschlag der kirchlich staatlichen Behörde erst durch die Zustimmung der Synode zum kirchlichen Gesetze: so wird auf allen Seiten dem Eigenwillen, wie dem Übereilen vorgebeugt, und so die Kirche wohl berathen. Was aber ihr Verhältniß zum Staate betrifft, so hat sie wahrlich eine Anfeindung von seiner Seite bisher nicht zu fürchten; der Staat kann sie nicht missen, und wird ihr seinen Rechtsschutz nicht versagen. Mehr aber bedarf es nicht, mehr hat die Kirche weder zu fordern, noch auch nur zu wünschen.

Errichten wir auf jene Weise zunächst neben der Obersynode einer jeden Landeskirche staatlich kirchliche Behörden, so wird es gut sein, weiter auch die Provinzialsynoden, und die für die kleineren Kreise, wie selbst die einzelnen Presbyterien, in Verbindung zu setzen mit den staatlichen Verwaltungen. Vor allem die Pflege der Armen und die Schule macht dies rathsam; auch bleibt der Staat berechtigt das kirchliche Vermögen, unstreitig ein Eigenthum der Gemeinden, aber kein freies, sondern ein für allemal für die gottesdienstlichen Zwecke bestimmt, zu überwachen *). Die Angelegenheiten der bürgerlichen und der kirchlichen Gemeinde werden sich in der Folge mannichfach berühren; man sorge daher für Beamte, welche die Vermittelung übernehmen, und wo schon das Amt weltlicher Kirchencommissarien vorhanden ist, behalte man es bei, und begränze nur seine Befugnisse.

Sodann sorge man für die Trennung der verschiedenen Ver-

---

*) Sehr schwierig ist die Frage, wie es mit dem Kirchenvermögen zu halten sei, wenn eine ganze Gemeinde, oder ein Theil derselben aus der bisherigen kirchlichen Verbindung heraustreten will. Tritt die ganze Gemeinde aus, so scheint ihr, wofern sie nur erklärt eine christliche bleiben zu wollen, das Vermögen mit demselben Rechte zu gebühren, mit welchem wir Protestanten das katholische Kirchengut herübernahmen. Nur wird jeder Vergeudung dieses Vermögens vom Staate her vorzubeugen sein. Trennt sich nur ein Theil der Gemeinde ab, um eine neue christliche Confession zu bilden, oder gar um ganz die christliche Kirche zu verlassen, so bleibt das Vermögen den Zurückbleibenden, gleichviel ob sie die Mehrzahl ausmachen, oder nicht. Aber über die besondere Lehrart innerhalb des evangelischen Bekenntnisses entscheidet, bei den Predigerwahlen, lediglich die Mehrheit der Stimmberechtigten.

richtungen des kirchlichen Regierens: der gesetzgebenden, der beaufsichtigenden, der verwaltenden, der richterlichen.

Schon auf den niederen Stufen ist diese Sonderung nöthig: Lehramt, Pflege der Zucht und Sittlichkeit in der Gemeinde, Kassenverwaltung und Dienstleistungen bei dem Armenwesen, sind Aufgaben, die eine verschiedenartige Begabung fordern; keiner kann für dies alles gleich geeignet sein. Deshalb umgränze man schon innerhalb der einzelnen Kirchenvorstände verschiedene Ämter; man unterscheide Prediger, Älteste und Helfer, oder Pastoren, Presbyteren, Diakonen. Die Zahl der Vorsteher darf nach der Seelenzahl der Gemeinden verschieden sein; sie wird vielleicht für Parochien von mittlerem Umfange am besten nicht über zwölf, für die kleineren nicht unter sechs betragen.

Das Pfarramt muß auf Lebenszeit verliehen werden, wenn man nicht die ganze Würde desselben untergraben, in den Gemeinden die Stetigkeit der Fortentwickelung, das von Gott gewollte Ausleben der vorhandenen Kräfte, die Verknüpfung des späteren Geschlechts mit dem früheren gefährden, und zu dem allen selbst die gründliche Vorbildung für das geistliche Amt, die nicht aufs Ungewisse unternommen werden kann, preisgeben will. Noch nie gab es so viele wirklich tüchtige Prediger, als zu wünschen waren: darum darf man den, welcher schon einmal seine Tüchtigkeit erwiesen hat, nicht willkührlich verstoßen; man würde bald mit dem Ersatze in die äußerste Verlegenheit gerathen. Zum Amte der Ältesten sind die Gaben reichlicher vertheilt, und weil es gut ist, wo möglich jede vorhandene Kraft in Wirksamkeit zu setzen, so führe man einen Wechsel in *diesem* Amte ein; jedoch wechsle es nicht zu rasch: die hinlängliche Ausbildung der Kraft, und sogar die Erwerbung der Geschäftskenntniß, wie des zum Amte nöthigen Ansehens, fordert eine längere Frist. Der vorzüglich Bewährte muß aufs neue wählbar sein. Die Wahl des Ältesten geschehe durch alle mündigen und vollberechtigten Gemeindeglieder, nicht, nach Art der altfranzösischen und schottischen Ordnungen, durch Selbstergänzungen des Presbyteriums. Vorschläge von Seiten des letztern, wie überhaupt von jeder Seite, können nur willkommen sein.

Die Wirksamkeit der Presbyterien erscheint uns selbst da, wo sie schon lange und nicht ohne Segen bestanden, doch meist zu

wenig umfassend, und vielleicht haben sie sich noch niemals das alles, was sie uns leisten können, zur Aufgabe gemacht. Andererseits war ihnen manches aufgetragen, was nunmehr, und hoffentlich auf immer, bei Seite zu lassen ist. Die Kirchenzucht, sofern sie in der Zurückweisung vom heiligen Abendmahle bestand, war, wenn sie Sünder traf, die ihre Reue bezeugten, ein sehr grober Mißgriff. Das Mahl des Herrn ist recht eigentlich für die Sünder da, und selbst ein solcher, der irgend ein sündliches Lebensverhältniß noch nicht aufgegeben hat, muß, wenn er nur verspricht, von neuem die Kraft es aufzugeben, oder wenn dasselbe ihm sogar noch zulässig erscheinen solle, in Aufrichtigkeit Erleuchtung von dem Herrn, bei seinem Tische zu suchen, zugelassen werden: nur der, welcher unfähig die Segnungen des heiligen Mahles zu fassen, trunken, oder in einem Zustande naht, der die Feier stören müßte, darf und muß zurückgewiesen werden, vermöge der Kirchenpolizei, nicht der Kirchenzucht. Aber selbst die Unmäßigen in der Gemeinde zu Corinth, die überladen, halb im Schlafe, zum heiligen Tische kamen, ertrug der Apostel, und vermahnte sie, ohne ihre Entfernung anzuordnen; sogar den Blutschänder, welchen er auf die Nachricht, daß derselbe den verbrecherischen Umgang abgebrochen habe, sogleich wieder aufgenommen wissen wollte, würde er gewiß schon auf die Bezeugung der Reue hin, wäre der Apostel in Corinth anwesend, der Sünder voll Verlangen nach dem Troste und der ganzen Kraft des Abendmahles gewesen, zugelassen haben. So soll denn keiner vom Mahle des Herrn ausgeschlossen werden, wenn er heilsbegierig kommt, und giebt er diese Absicht zu erkennen, so ist niemand berechtigt, für ihn zu prüfen, ob sie redlich sei: er ißt und trinkt sich selber zum Gerichte, oder empfängt des Herrn Heil und Gnade. Möchten nur immer alle, die ihrer tief bedürftig sind, sie suchen bei dem Tische des Erlösers; sie sollen uns alle da willkommen sein, und wir wollen in uns gern den anmaßlichen bösen Pharisäersinn bekämpfen und vertilgen. Auf das Recht, unwürdige Mitglieder gänzlich auszustoßen, welches freilich jeder Gesellschaft als solcher zustehen muß, und dessen Ausübung für die Kirche so lange unerläßlich war, als sie, mannichfach verdächtigt und bedrängt, es nöthig hatte, behutsam ihre Ehre innerhalb der feindlichen, heidnischen Welt zu wahren, wird sie jetzt, und so lange sie mit fe=

sten Wurzeln, in anerkannter Achtung, dasteht unter den Nationen, um so bereitwilliger verzichten, als sie vorzugsweise eine Heilanstalt für die Menschen, eine Erzieherin für das Reich Gottes ist. Auch alle Geldbußen in der Kirche, diese Abläße, sind ein Unfug in der Kirche. Dagegen steht es ihr wohl an, Unwürdige vom Vollgenusse der Gemeinderechte, von den Pathenstellen und den Gemeindeämtern, auszuschließen. Inzwischen müßten die Presbyterien bei solchen Strafhandlungen an die Zustimmung der Synoden gebunden sein; und immer bleibt die Erziehung und Förderung der Gemeinde, vor allem durch das eigene Beispiel, ihre Hauptaufgabe. Die Wiederbelebung untergegangener großer Hülfsmittel der Gottseligkeit, die Wiedereinführung der Hausandachten und der Mitwirkung der Schuljugend bei unseren Gottesdiensten, die Erneuerung frommer christlicher Zucht und Sitte in den Familien, — eine unerläßliche Bedingung unserer Wohlfahrt bei der neu gewährten Freiheit im öffentlichen Leben, — eine wirklich gewissenhafte Armenpflege, so weit sie Sache der Gemeinde ist, und wirksame Unterstützung der Obrigkeiten bei derselben: dies sind die großen Pflichten, die wir unseren Presbyterien aufzulegen haben, und deren Erfüllung uns den reichsten Gewinn verheißt. Die Spenden an die Armen, sammt der ganzen Geldverwaltung, werden vorzugsweise den Diakonen, das Innerlichere, die Unterstützung des Seelsorgeramtes, und auch eine gewisse Aufsicht über dasselbe, den Presbyteren aufzutragen sein. Während sich das Zahlenverhältniß zwischen beiden nach den vorhandenen Bedürfnissen in der Gemeinde richten mag, werden beiderlei Beamte miteinander, unter dem Vorsitze des Pastors, den Gemeindevorstand bilden. Und dieser wird sowohl die nöthige Selbstständigkeit der Gemeinde, als ihre Verbindung mit dem Kirchenganzen, ihre ebenfalls erforderliche Unterordnung unter dieses, zu wahren haben.

Auch Diakonissinnen hat man in neuerer Zeit wieder einzuführen und zu erziehen gesucht. Ihre Thätigkeit würde, in Unterordnung unter die der Diakonen, vorzugsweise die Pflege der Kranken zu umfassen haben. Für solche Dienstleistungen bildet auch das Leben, oft besser als die planmäßige Anleitung. Möchte mindestens nichts Klösterliches in unserer Kirche Eingang finden.

Die Wahl des Predigers geschieht, namentlich zu Anfange, am besten durch ein Zusammenwirken der Gemeinden und höher

gestellter kirchlicher Behörden, welche eine ausgebreitete und gründliche Kenntniß der Gaben und Leistungen der Bewerber haben. Kennt die Gemeinde unter diesen mehrere Geeignete, ohne gewiß zu sein, unter ihnen den Vorzüglichsten herauszufinden, so nenne sie jenen Oberen Mehrere, und lasse sich den Tüchtigsten bezeichnen: ist es für sie wünschenswerther, aus Mehreren, die man ihr vorschlägt, zu wählen nach ihrem besonderen Bedarfe, so geschehe dies. Ist zu bezweifeln, daß die sämmtlichen berechtigten Mitglieder der Gemeinde für die Wahl Einsicht und Unbefangenheit genug besitzen, so bilde man neben den Presbyterien, wie im Rheinlande und Westphalen, eine größere Repräsentation, in welche auch die ausgeschiedenen Presbyteren übergehen können. Die Zahl richte sich nach der Größe der Gemeinden. Örtlichkeit und Umstände begründen hier mancherlei Verschiedenheit; eine durchgängige Einerleiheit aller Verfassungsformen für die ganze deutsche Kirche würde so unzuträglich, als in sich unmöglich sein.

Die Synode eines kirchlichen Kreises bilde sich aus den Presbyterien: nicht durch neue Urwahlen der Gemeinde, sondern aus denen, welche schon im Amte der Gemeinde und in der Erfahrung desselben stehen. Wie viele Laien zu den Geistlichen auf jeder höheren Stufe des Kirchenregiments hinzuzunehmen seien, dies ist eine Frage, welche die niederländische Kirche durch eine nach oben zu sehr stark fortschreitende Verringerung der Zahl derselben beantwortet, während in Ungarn und in Siebenbürgen fast nur Laien, die Edelleute, der obersten Leitung sich bemächtigt haben. In jedem Fall ist ein Übergewicht derselben über die Prediger nur in einer Zeit der neuen Grundlegung für die Verfassung, nicht aber auf die Dauer angemessen. Denn nur zweierlei ist wahrzunehmen: Recht und Pflicht der Gemeinde auf der einen, des geistlichen Standes auf der andern Seite, und so genügt eine ebenmäßige Vertretung dieses Zwiefachen. Überdies, wenn man auf eine große Anzahl Laien bedacht sein muß, so werden sich leicht viele Unselbstständige unter ihnen finden, und diese stimmen, nach allen bisherigen Erfahrungen, viel öfter mit dem Prediger, als gegen ihn; wenn aber dies doch geschieht, so verstärken sie fast immer nur einen blinden, ungerechten Widerspruch. Die gleiche Zahl auf beiden Seiten sichert am zuverlässigsten das Amt des Geistlichen und die Rechte der Gemeinde.

Die Wahl des geistlichen Aufsehers eines Kreises, mag man ihn, auf den Grund eines Sprachgebrauchs, welcher älter ist, als unsere Reformation, den Superintendenten, auch Ephorus und Moderator, oder, wie im mittleren Deutschland, den Dechanten nennen, wird durch die Synoden einzuleiten sein, und zwar ausschließlich durch die Geistlichen derselben, welche allein die dazu nöthige Kenntniß der Personen haben; diese Wahl erfordert nur eine Zustimmung der Laienmitglieder. Und nicht immer werden sich bei den Predigern eines und desselben Kreises die für das Aufseheramt erforderlichen Gaben finden. Es kann bisweilen ein Kreis mehrere Geeignete, ein anderer keinen einzigen und nicht einmal von den Tüchtigen hinlängliche Kunde haben. So erscheint bei dieser Wahl ein Zusammenwirken des Kreises und einer oberen Stelle, am besten jener von uns geforderten kirchlich staatlichen Behörde, wünschenswerth; denn auch der Staat hat einen Antheil an dieser Wahl zu fordern: er muß es wünschen, der Person des kirchlichen Aufsehers voll vertrauen zu können. Eine geordnete, bedingte Mitwirkung des Staates dürfte hier eben so wenig zu verweigern, als eine unmittelbare Ernennung ihm einzuräumen sein. Wie wir bei der Wahl des Predigers ein geregeltes Zusammenwirken der Gemeinde und einer oberen Stelle anempfohlen haben, so rathen wir auch hier zu einer Vereinbarung zwischen der Synode und jener höheren Behörde.

Wir kommen auf die Frage nach der Dauer jenes Aufseheramts, und haben hier vor allem zu beachten, wie wichtig uns eine wirkliche Gliederung und Unterordnung innerhalb des Predigerstandes sein muß. Leicht zu beschaffen ist dessen Sicherstellung vor hierarchischen Übergriffen des Aufsehers, aber schwerlich werden wir den Gemeinden die pflichtmäßigen Bemühungen und Leistungen ihres Predigers hinlänglich sichern, wenn es für ihn keine Oberen giebt. Es waren Apostel, welche der Herr mit völlig gleichem Ansehen ausrüstete; aber sie selber übten in den Gemeinden, die sie gründeten, ohne Herrschsucht, brüderlichen Sinnes, doch ein wirkliches anerkanntes Aufseheramt. Wir können eines solchen weder jetzt, noch je entbehren, bei der Unreife mancher unserer jungen Geistlichen, wie bei der Schlaffheit einzelner älterer. Und will man überhaupt Aufseher, so zerstöre man nicht ihr Ansehen durch Einführung eines Wechselns in diesem Amte nach der Reihen=

folge, durch Verkürzung seiner Dauer, oder durch eine Wahlart, die dem Ehrgeize einen Kampfplatz öffnet. Andererseits sind die Bewährung und die Gaben, die das Kreisaufseheramt erfordert, nicht in dem Grade selten, daß durchaus der Wechsel in demselben auszuschließen wäre; der kundige rüstige Mann vermag mehr, als der erfahrene, aber vielleicht erschöpfte Greis. Wenn nur dies Amt auf eine hinlänglich ausgedehnte Frist verliehen wird, auf viel länger, als das des Presbyters, so mag es bei dem Wechseln bleiben, wo es schon üblich ist; auch hierin halte es jeder Kirchenkörper nach Maßgabe seiner bisherigen Gewohnheit und Erfahrung. Erst die Stelle des Obersuperintendenten einer kirchlichen Provinz erfordert nothwendig die Lebenslänglichkeit: dies Amt, wenn wir nicht unterlassen, es zu trennen von dem des Leiters der Synode, haben wir in eine feste Hand zu legen, und sehr wenige werden dafür bewährt genug sein. Das ehrwürdige, uralte Oberaufseheramt, das bischöfliche, ist unermeßlich heilsam in der Kirche, und wenn dasselbe gestellt wird, wie es recht ist, als Dieneramt, nur Aufsicht führend, bei den kirchlichen gesetzgebenden und richterlichen Thätigkeiten ohne andere Betheiligung, als die ihm aus der Mitgliedschaft in den beauftragten Behörden für seinen Theil erwächst, so können wir ohne Sorge vor dem Mißbrauch dieses Amts sein. Auch sollen seine Inhaber nicht hohe äußere Ehre, nicht überreiche Einkünfte besitzen; dies schadet nur, sie sollen nichts, als bewährte, durch Aufrechthaltung unserer kirchlichen Gesetze und Ordnungen wirksam thätige, durch die Lebenslänglichkeit ihres Amts in dieser Wirksamkeit gehobene Diener sein. Am besten wird man sie jener staatlich kirchlichen Behörde beigesellen, sie unterordnen unter die Gesammtheit dieses Körpers, und, im Falle einer Klage wider sie, unter den Richterspruch eines aus Mitgliedern desselben und der obersten Synode zusammengesetzten Ausschusses. Für die Lebenslänglichkeit des Oberaufseheramtes sprechen dieselben Gründe, die für die des Predigeramtes, und für die längere Dauer der Aufsichtsführung in dem Kreise gelten. Alles geistige Leben geht überall aus von Persönlichkeiten, und während manche Thätigkeiten des Gemeinwesens, die Gesetzgebung und das richterliche Urtheil, durchaus ein Zusammenwirken Mehrerer erfordern, muß die Vollziehung des Beschlossenen und die Aufsicht durch Einzelne geschehen. Man zerstört die Kirche, wenn man sie der ihr nöthigen

persönlichen Wirksamkeiten beraubt. Die ganze Macht des Wortes Gottes in der Menschheit beruht darauf, daß es Leben in den Einzelnen gewinnt, und lebendig von Menschen den Menschen zugebracht wird. Auf jeder Stufe des kirchlichen Regierens bedarf es der lebendigen Mittelpunkte, lebendiger Träger des kirchlichen Ansehens und der christlichen Heilskräfte. Und nur die rechte Verbindung des Presbyterialen, Episkopalen und Synodalen giebt die beste kirchliche Verfassung, indem nur durch dieses Dreifache die Gemeinden und der Stand der Prediger in eine feste und geschützte Wechselwirkung treten, beide der Aufsicht des Superintendenten, dieser aber wieder der Synode untergeben *).

Die oberste Macht im Kirchenregimente ergiebt sich in dem Zusammenwirken einer Kirchensynode mit der von uns bezeichneten kirchlich staatlichen Behörde, und zuletzt mit dem Staate selber, oder dem von ihm beauftragten geistlichen Minister. Keine von jenen beiden Körperschaften, weder die synodale, noch die kirchlichstaatliche, erhalte für sich das Recht, der anderen Gesetze vorzuschreiben: diese dürfen nur durch das Zusammenstimmen beider, unter schließlicher Genehmigung des Staats, entstehen. Doch begränze man bei den Verhandlungen der beiden kirchlichen Behörden die Rechtskraft ihres Widerspruchs: derselbe sei auf beiden Seiten nur zweimal, oder auch zu dreien Malen zuläßig. Und wichtige Abstimmungen dürfen nicht ohne vorgängige Ankündigung, auch nicht unmittelbar nach der Berathung, die wichtigsten nicht vor wiederholter Erörterung vorgenommen werden. Die Urtheile müssen allmälig reifen, die Beschlüsse überdacht sein. Nur was sich auf die Dauer in den Gemüthern behaupten kann, ist werth, für das früher Gültige einzutreten, und so lange es an hinlänglicher Übereinstimmung der Wünsche oder Pläne fehlt, wird die alte Ordnung fortbestehen müssen. Diese ist vom Staate einmal anerkannt: für jede Änderung, weil sie ihn mit berühren könnte, bedarf es seiner Kenntnißnahme und seiner Beistimmung. Ist ihm aber nur in der ganzen Anlage der Verfassung unserer Kirche, wie wir sie wünschten, hinlängliche Bürgschaft geboten, so wird er es

*) Sehr ausgezeichnet war von dieser Seite die alte hessische Kirchenordnung, die wir jetzt in ihren Einzelnheiten durch die Schriften von Heppe, Hassenkamp, Denhard und Heber kennen.

nicht nur an einem bereitwilligen Eingehen auf alle wirklichen Besserungen in der Kirche niemals fehlen lassen, sondern auch gern ihr die rein innerlichen Angelegenheiten, die Lehre und den Cultus, für sie das Wichtigste, ganz überlassen. Es ist ein Irrthum, wenn man sagt, er sei jetzt ohne Religion, wohl gar ihr Widersacher; wir wiederholen es. Er kann sie nicht entbehren; sie ist ihm unermeßlich wichtig. Und darum darf er, nach wie vor, die Diener der Kirche, weil sie mittelbar ihm selber dienen, als seine Diener ansehen, sie bestätigen, sie beschützen in ihrem Amte, und überhaupt, seiner Pflicht gemäß wachend über jeder Rechtsverletzung, derselben wehren innerhalb der besonderen Confessionen, oder bei feindseligen Berührungen unter ihnen, sobald sein Rechtsschutz von der einen oder anderen Seite angerufen wird.

Die richterliche Befugniß innerhalb der Kirche muß von ihr selber, in der Weise des Geschwornengerichts, durch Ausschüsse der Behörden, oder von der Gesammtheit der Mitglieder derselben, in mehreren Instanzen, wahrgenommen werden. Namentlich wenn Streitigkeiten über die Reinheit der Lehre, über die Zulässigkeit einer neu aufgekommenen, oder einer nach dem Urtheile der Kläger nun veralteten Lehrweise entstehen, so kann und darf nicht nach dem Buchstaben irgend einer Lehrschrift Recht gesprochen werden: geistige Dinge verlangen ein geistiges Gericht, eine freie Erwägung der Sachlage nach bestem Wissen und Gewissen, und zwar durch Kundige und Unbefangene, deren Gesammturtheile jeder wohl vertrauen kann; wobei zudem über die Wahrheit oder Unwahrheit der verworfenen oder anerkannten Lehre nichts entschieden, sondern dieselbe nur einstweilen, bei den eben vorhandenen Stimmungen und Zuständen der klageführenden Gemeinde, entweder für berechtigt oder unzulässig im öffentlichen Vortrage, erklärt wird.

In den angegebenen Formen ließe sich innerhalb der bisherigen einzelnen deutschen Ländergränzen eine große evangelische Kirche bauen, welche im Einzelnen mannichfach verschieden, doch in den verschiedenen deutschen Einzelstaaten überall dieselben Grundzüge bewahrte. Wir richten aber, nachdem einmal der Gedanke einer staatlichen Einheit Deutschlands so voll und stark im Bewußtsein der Zeitgenossen hervor getreten ist, unsern Blick auch auf die Weiterbildung unserer Kirche zu einem Gesammtdom für das ganze deutsche Vaterland. Abgeordnete der Landessynoden und der staat-

lichkirchlichen Behörden könnten leicht zusammentreten, um zu einem unserer künftigen Reichsminister ein Verhältniß einzunehmen, wie das, welches die kirchlichen Behörden in dem einzelnen Staate zu dem dort ihnen zugewiesenen Minister haben. Aber da in der Kirche eine völlige Einerleiheit in den Formen gar nicht wünschenswerth, und in ihr das Regieren nichts als ein Dienen ist, berechtigt nur sofern es freie Anerkennung findet, so ertheile man dieser reichskirchlichen Behörde auch nur eine berathende Stimme, welche erst durch die Oberbehörde der einzelnen Landeskirchen mit Gesetzeskraft versehen werde. „Ein aristokratischer Senat ist der unlenksamste Gebieter. Alle besitzen hier die höchste Gewalt, und keiner ist dafür verantwortlich." Wir wollen kein Cardinalcollegium an unserer Spitze; wir brauchen es auch nicht. Auch ohne ein solches, frei in der Macht des Geistes, und in brüderlicher Liebe, wird unsere Kirche stark sein, wie das Vaterland, geschirmt von diesem, gesichert in ihren Rechten, von seiner Weltmacht mannichfach gefördert; und sie wird ihrerseits das Meiste beitragen zum Gedeihen des Vaterlandes, durch ihre Pflege der heiligsten Angelegenheitrn des Geistes und der Herzen. — Eine Verbindung der niederen Schule mit der Kirche, welche an dieselbe ein gleiches Recht hat, wie der Staat, und über welche ihr dieser nur zu seinem Vortheile einen Theil der Aufsicht übertragen würde, ließe sich ohne Mühe, vermittelst der angegebenen Formen, einrichten. Endlich die höheren Lehranstalten müssen selbstständige Anstalten des Staates bleiben; bei den ordentlichen theologischen Professuren könnte den obersten kirchlichen Stellen ein abgemessener Einfluß, vielleicht auch die Besoldung von nur durch sie gewählten Nebenlehrern, von Docenten ohne Stelle in den Facultäten, zugestanden werden. Und unsere Fürsten, die bisher die Kirche pflegten, werden auch fernerhin, durch Fürsorge für deren Wissenschaft, durch mannichfache Unterstützung, ihre treuen Förderer bleiben. Die alten Bande der Liebe und Treue, welche die Ersten der Nation, unsere Fürsten, und die Kirche fest verbunden hielten, sie sind noch nicht zerrissen; sie dauern fort, und sollen fortbestehen zwischen beiden. Auch unsere Kirche kann nie vergessen, was sie den deutschen Fürsten schuldig wurde, als sie entstand unter vielfältigen Drangsalen und Gefahren, und in dem langen Zeitraum von drei Jahrhunderten: dankbar und mit fe=

stem Muthe wird sie ihre Stimme ohne Unterlaß erheben für die Träger der Ehre und der Hoheit der Nationen, für alles, was nach Gottes Willen, durch die Macht der Geschichte, unter ihnen zu Recht besteht, und werth ist, daß es von uns liebend festgehalten werde. Den Kampf gegen die anarchischen Gelüste, gegen die Verarmung unserer Zeit, gegen alles, was mit den Waffen des Geistes, des Glaubens und der Liebe zu bekämpfen ist, wird die Kirche des Evangeliums, gekräftigt im eigenen Inneren, treu und muthig auf sich nehmen; und mit ihr ist der Herr, der allmächtige und allein wahre Welterneuerer.

Das Reich des Herrn, seinem Wesen nach ein Innerliches, kommt nicht mit äußeren Gebährden; auf nichts, was Fleisch ist, stützt es sich. Es strebt beständig nach Erweiterung; es sucht, auch die äußerlichen, sinnenfälligen Dinge in seinen Dienst hineinzuziehen und mit dem Gepräge seines Geistes zu bezeichnen; aber niemals geht es darauf aus, sie für sich zum Aufputz hinzunehmen; es ist dafür zu geistig, zu erhaben.

Der Gottesdienst der evangelischen Kirche hat die Einfachheit der Formen dem vormaligen Gepränge vorgezogen, und es ist nur ein Irrthum, wenn man glaubt, er habe dadurch eingebüßt an Wirksamkeit. Die Macht des Geistes und des Wortes ist die größte Macht: in ihr hat das Evangelium den bunten Götterdienst einer Welt verdrängt, und es siegte das schlichte Kreuzeszeichen. Durch die Unterweisung aller Mitglieder der Gemeinde, der Vornehmen und Weisen, wie der Geringen und Ungelehrten, war die Kirche den Einflüssen der heidnischen, prunkvollen Gottesdienste, die aber gar nicht für Belehrung sorgten, überlegen: das war es, wodurch es seinen Sieg davongetragen hat, daß jeder Christ wußte, woran er glaubte, und immer bereit war, davon Rechenschaft zu geben, während nur der gelehrte Heide von seiner Götterlehre Kunde hatte. Als aber die Kirche, in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts, ihre Pforten öffnete, um auf einmal fast alle, die noch damals Heiden waren, beinahe die halbe Welt, hineinzulassen, nahm sie leider damit zugleich auch viel von der alten heidnischen Art und Weise des Gottesdienstes auf: das lehrende Wort wurde wieder hintangesetzt, um sinnenfälligen

Ceremonien Raum zu machen, und mit denselben erneute sich der Wahn, als könnten die Menschen Gott einen Dienst erzeigen: ein neuer Opferdienst erhob sich an der Stelle des früheren heidnischen. Die Reformation vernichtete nochmals den bösen Irrthum, und sprach es aufs neue aus, daß es im Sinne des Christenthums keinerlei äußerliche Verrichtungen gebe, die an sich Gott nützlich, ihm wohlgefällig, oder gar eine Dienstleistung wären, deren er bedürfte. Nicht zu gewissen Stunden, sondern unabläßig, nicht mit äußerlichen Leistungen, sondern im Geiste und in der Wahrheit will Gott angebetet sein: daß wir uns selber ganz, sammt Seele und Leib, ihm zum Opfer geben, dies, nur dies ist vernünftiger, dem Herrn gefälliger Gottesdienst. Unsere Zusammenkünfte zur gemeinsamen Anbetung Gottes und das Anhören seines Wortes sind gar kein Dienst, den wir dem Ewigen erweisen; beides ist nur für uns ein Mittel, uns zuzubereiten für jenen schwierigeren, allein wahren Dienst. Es ist zwar nichts, was ist, nur Mittel; es ist jegliches, sowohl für Höheres ein Mittel, als auch zugleich an seiner Stelle in sich selber Zweck; und so verhält es sich auch mit unseren sogenannten Gottesdiensten. Es ist in sich würdig und gefällt dem Herrn, daß wir ihn gemeinsam ehren, und öffentlich unsere Gesinnung gegen ihn bezeugen; auch würde es ein Unrecht und ein Schimpf sein, dies zu unterlassen: kein Volk der Erde entzieht sich jener Pflicht; selbst die rohsten Nationen üben sie. Aber es ist dabei doch nur das Innerliche, die Gesinnung, schätzbar, und sehr bedenklich ist es, wenn man jetzt wieder, ächt heidnisch, unsern Gottesdienst als äußeres Werk, als Darstellung der in uns vorhandenen Frömmigkeit, ein Opfer nennt. Man spricht jetzt viel von dem „Sacrificiellen" in unserem Gottesdienste, von einer Darbringung darin auf unserer Seite, neben dem „Sacramentalen", oder dem was wir dabei empfangen. Aber das rechte Sacrificium ist allein unsere innerliche Verähnlichung mit dem, welcher sich selber ganz, sein Blut und Leben, zum Heile der Welt dem Vater dargebracht hat, als unser ewiger Erlöser: es ist die Dahingabe der ganzen Seele und aller unserer Habe in des Vaters Willen. Diesen großen Gedanken dürfen wir durchaus nicht dadurch schwächen, daß wir wieder einen sehr geringen Theil von dem Ganzen jener Pflicht, das gemeinsame Beten und Singen, ein Opfer nennen wollen. Und wenn man

freilich eine Zeit her unsere Gottesdienste sehr herabgedrückt, zu einem Mittel fremdartiger Zwecke sie erniedrigt hat: wollten wir dafür zur Lüge unsere Zuflucht nehmen? und meinen wir, sie zu erheben, wenn wir sie zu Gottesdiensten im heidnischen Sinne machen? O nein, unsere Gottesdienste, in sich befriedigend und um ihrer selber willen gesucht von uns, eine Äußerung des in der Gemeinde vorhandenen Christensinnes, sind doch kein Dienst, den wir Gott zeigen; und eben das Sinnenfällige darin, die äußere Darstellung, gilt vor Gott nichts: das Herz will er, das ganze Herz. Für die Anbetung im Geiste und in der Wahrheit sollen unsere Gottesdienste, das ist wesentlich ihre Bestimmung, uns ein Mittel werden: sie sollen unsere Erkenntniß vermehren helfen, unsere Andacht durch die Gemeinsamkeit erhöhen. Nur diese Auffassung ist die evangelische, jede andere ist verderblich; das Falsche im Katholicismus und im Judenthum, das heidnische Unwesen zieht bei uns wieder ein mit jener irrigen Opferlehre. Und wehe uns, wenn wir wieder das sogenannte Sacramentale, auch ganz heidnisch, herunterzerren zu dem Zauberhaften, im grellsten Widerspruche mit der Wahrheit. Man sei hier hart, man schone nicht den freilich wohlgemeinten Mißgriff: die Schonung des Irrthums, weil man ihn für fromm hielt, war die Ursache der meisten Verderbnisse in der mittelalterlichen Kirche.

Die Reformation erkennt nur das gemeinsame Gebet, die Verkündigung des göttlichen Wortes, nebst einer der Einsetzung gemäßen Feier der Taufe und des Abendmahls, für wesentliche Bestandtheile des christlichen Gottesdienstes. Und mit größter Strenge entfernten die Reformirten alles, was sich daneben eingefunden hatte; die Lutheraner ließen manche überlieferte Formen fortbestehen und schieden nur das aus, was Stütze für den Aberglauben war. Jetzt möchte man unsere Gottesdienste gern wieder einigermaßen schmücken, wieder alle Leistungen der Kunst hineinziehen in die Kirchen. Aber wirklich kann doch unser Evangelium dadurch nicht herrlicher, nicht wirksamer werden: die Knechtsgestalt des Meisters, — seine höchste Schönheit, seine größte Macht, — sie ist auch der wahrste Schmuck der Kirche für die ganze Dauer ihres Kampfes hienieden. Und wen ihr Wort vom Kreuze nicht der Lust der Sünde entreißen, nicht zur Buße treiben kann, sollte dem wohl äußerer Glanz die Welt verleiden, und dem unsichtbaren Herrn

ihn näher bringen? Auf Versuche dieser Art verzichten wir. Gleichwohl soll es uns unverwehrt sein, alles Würdigste und Schönste, was wir haben, in den Dienst des Evangeliums zu stellen: der Herr nimmt diese Bemühung wohlgefällig auf, wie den Dienst jenes Weibes, die ein Gefäß voll köstlichen Balsamöls über sein Haupt ausgoß. Aber nöthig ist nur, daß wir das Sinnenfällige bei unseren Gottesdiensten, die kirchlichen Gebäude, den Predigtvortrag und Gesang, befreien von allem Zweckwidrigen und Fehlerhaften; von allem, was einem gebildeten Geschmacke widerstreitet. Und dies geschehe ungesäumt; die Sorge für eine würdige Einrichtung unserer kirchlichen Räume, für einen wirklich erhebenden Gesang, für die Kirchenlieder, vor allem aber für die rechte Betekunst und für Predigten, die, entfernt von allem Scholastischen und Conventikelmäßigen, das darreichen, was der Gemeinde frommt: dies muß uns jetzt, jedes je nach seinem besonderen Werthe, angelegen sein.

Die größte Schwierigkeit bei der Anordnung unserer Gottesdienste lag bisher in der Vereinbarung seiner beiden Haupterfordernisse: seiner Wahrhaftigkeit, oder derjenigen Eigenschaft, vermöge deren seine Formen den beim Liturgen, wie auch in der Gemeinde, bei allen Einzelnen, vorhandenen Überzeugungen wirklich hinlänglich entsprechen sollen; und andrerseits seiner festen Ordnung, in welcher er willkührlichen Umbildungen, einer Veränderlichkeit ins Maßlose, zu widerstehen vermag. Die neueste Zeit ließ sich ausschließlich dieses letztere angelegen sein; darüber kam es zu den bekannten traurigen Zerwürfnissen, und zuletzt zum Umsturz der bisherigen Weise unseres kirchlichen Regierens. In der That, man mußte den unseligen Eingriffen in die Gewissen, der Anwendung eines Rechts, welches im Gottesdienste ohne Sinn ist, weil dieser nur Werth hat, wenn wir ihn dem Herrn ohne Zwang erweisen; man mußte der Berufung auf Satzungen, deren Unzulänglichkeit die Behörde selber anerkannte, ein Ziel setzen, wenn man nicht unserer Kirche, statt der Heilung ihrer Schäden, den Untergang bereiten wollte.

Der Streit entbrannte an verschiedenen Punkten, Verschiedenes betraf er, drehte sich aber, nach und nach immer bestimmter, um die Geltung des sogenannten apostolischen Symbols. Diese Bekenntnißformel, welche im Grunde niemals eine feste Form ge-

habt hat, und deren selbst Luther *) aufs allerfreieste sich bediente: dieses in der griechischen Kirche niemals übliche, im Abendlande zuerst durch Calvin mit der sonntäglichen Liturgie verbundene Symbol, zulässig vielleicht im Festtagsgottesdienste, oder an dem Trinitatissonntage, aber dürftig, unvollkommen von so vielen Seiten: es sollte, unerbittlich drang man darauf, überall hergesagt werden mit dem Munde, während im Herzen manche Liturgen, wie die von ihnen geleiteten Gemeinden, einzelne Stellen aufs bestimmteste verneinten; und wer nicht fügsam folgeleistete, sollte ausgewiesen werden. Wie nahe lag ein vermittelndes Verfahren, wenn nicht das Dringen auf den Buchstaben nur der vorgegebene Rechtstitel, die eigentliche Absicht aber ein anderes gewesen wäre. Man konnte nicht warten, bis eine in mancher Hinsicht wirklich veraltete Auffassung ruhig, nach Maßgabe der von Gott geordneten Lebensdauer menschlicher Dinge, sich ausleben würde; man wollte den vermeintlich oder wirklich besseren Überzeugungen nicht gönnen, zu siegen durch ihre eigene Kraft; man hatte keinen Glauben, kein Vertrauen zu dem Herrn der Kirche, keine Geduld, und dazu kamen Fehler der Gegner; kurz die Demuth, die brüderliche Liebe ward verläugnet, die Möglichkeit einer einstweiligen Ausgleichung übersehen, und endlich stemmte sich Gewalt gegen Gewalt, man entwaffnete die Starken. Jetzt können wir uns mit einander frei verständigen.

Wenn auch nur zwei oder drei, geschweige denn Millionen, mit einander zusammenstimmen sollen in gemeinschaftlichen gottesdienstlichen Formen, so kann dies auf eine lebensvolle Weise nur gelingen, wofern man neben dem, worin alle eins sind mit einander, auch ein Gebiet abgränzt für die freie Auffassung eines jeden. Und selbst von dem, worin alle eins waren vor Jahrhunderten, wird nachmals manches nicht mehr allgemeine Anerkennung finden; zumal wenn die größten geistigen Anregungen und Entwicklungen dazwischentraten. Zwar werden auch in diesem Falle immer noch viele an der alten Formel, selbst wenn sie deren ursprüngliche Bedeutung schon unvermerkt verloren haben, festhalten mit frommer Zähigkeit; andere behalten dann wissentlich nur noch den Wortlaut bei, mit welchem sie einen neuen Sinn geflissentlich

*) Im Taufbüchlein; s. oben S. 62.

verknüpfen; noch andere mißbilligen diese Künstelei, und verwerfen gänzlich die nach ihrer Überzeugung fehlerhafte Formel. Jedoch kann nicht der Einzelne berechtigt sein, sogleich auf eigene Hand das zu beseitigen, was ihm mißfällt: er hat nur zu dessen Abstellung mitzuwirken auf ordnungsmäßigem Wege. So darf auch nicht der Richter beliebig sein Ermessen an die Stelle des Gesetzes schieben.

Allein der Richter spricht doch nicht im eigenen Namen; seine Stimme ist nur die Vollstreckerin jenes Gesammtwillens, durch welchen die Rechtsurkunde entsteht und fortbesteht; er darf es sagen, daß er sich mit dieser in einem mannichfachen Widerspruche wisse, niemand zeiht ihn darüber der Unwahrheit oder Lüge. So steht der Richter in dieser Beziehung anders, als der Geistliche. Wenn aber die Gesetze nicht mehr dem im Volke vorhandenen Rechtsgefühle entsprechen, so pflegt sich neben ihnen ein Rechtsgebrauch zu bilden, welcher allmälig, vermöge einer unausgesprochenen Übereinkunft, an die Stelle des Gesetzes tritt, bis endlich dieser Gebrauch selber förmlich zum Gesetze erhoben wird.

Diesen Vorgängen entspricht in der Kirche die Veränderung der Formen des Gottesdienstes, wenn sie einer Erneuerung bedürftig werden: man entfernt sich, zunächst hie und da, von ihnen, und wenn in diesem Falle die leitenden Behörden es versäumen wollen, zeitig zu sorgen für nothwendige Besserungen, so mögen sie doch mindestens sich hüten, nie den Buchstaben zum Stützpunkt ihres Angriffs gegen eine ihnen unwillkommene Neuerung zu nehmen. Man kämpft vergeblich mit äußerer Gewalt gegen geistige Entwickelungen; und am sichersten gelingen die Änderungen, wenn man sie nach und nach vollbringt. Selbst dann jedoch, wenn einmal der Gottesdienst die wesentlichsten Verbesserungen erhält, ist es unmöglich, alles zur vollen Zufriedenheit für alle einzurichten. Wo viele gemeinsam etwas ordnen, da darf es an Nachgiebigkeit nicht fehlen; und gar ein Amt, wer könnte irgend es übernehmen, wenn dazu das vollste Einverständniß mit allen Abgränzungen desselben unerläßlich wäre?

Es giebt zwei Mittel um den Geistlichen in seinem Amte vor inneren Unwahrheiten zu schützen: man muß in den Agenden das, was der Liturg im Namen und Auftrage der kirchlichen Gesammtheit spricht, durch die Form von dem seiner freien Selbstthätig-

keit Anheimgegebenen unterscheiden; und man ist verpflichtet jenes zurückzuführen auf das kleinste Maß.

Sehr leicht läßt sich jener ersten Forderung genügen, am leichtesten in Beziehung auf das apostolische Bekenntniß. Wird dasselbe als ein in der Kirche überliefertes bezeichnet durch eine voraufgeschickte ankündigende Formel; wird überhaupt dem Liturgen überall, wo es ihm wünschenswerth sein muß, gestattet, ein Wir zu brauchen, anstatt des Ich, um es bemerklich zu machen, daß er im Namen der Gesammtheit redet, nicht im eignen Namen; darf er auf diese Weise seine Unterordnung unter den ordnungsmäßig ausgesprochenen, und nur ordnungsmäßig aufzuhebenden Willen des kirchlichen Ganzen zu erkennen geben, so wird ihn weder sein Gewissen, noch irgend ein menschliches oder göttliches Gericht der Lüge zeihen, wofern sein eigenes Meinen nicht ganz aufgehen sollte in diesem kirchlich Geordneten. Widerstrebt aber dasselbe so völlig seiner Überzeugung, daß er eine Unterordnung darunter nicht vermöchte über sich, so müßte er in diesem Falle auf sein Amt verzichten. Man hatte sich erboten, das Apostolikum in jener Weise anzuwenden; aber die Behörde widerstrebte, und hat die Früchte davon geerntet. Sie hätte sich sagen können, daß jene Formel bei der Taufe gar wohl die Verkürzungen zuließ, welche Luther selber, nach uraltem Brauche, angeordnet hatte; und im allsonntäglichen Gottesdienste besaß dieselbe gar keine altkirchliche, und überhaupt keine andere Berechtigung, als nur die sehr zufällige, in der preußischen Agende zu so oftmaligem Gebrauche eingereiht zu sein.

Überhaupt das Übermaß an Formularen, und alle wörtlich herzulesenden Gebete, sind ein wahrer Unsegen in der Kirche. Die ältesten und besten altprotestantischen Agenden wollten alle nur in den von ihnen mitgetheilten Gebeten, — sie sagen es ausdrücklich, — ein Vorbild, aber keine Fessel geben; sie wollten durch dieselben den Geist des Gebetes anregen, nicht ihn tödten. Und wenn einmal ausnahmsweise der Prediger nicht beten kann vor der Gemeinde, so lese er ein Gebet; wie er auch zum Lesen seine Zuflucht nehmen mag, wenn er einmal keine eigene Predigt hat. Aber so wenig wir ihn tadeln, wenn er seine selbstgemachte Predigt hält, nicht aber eine der vielen gedruckten, und ohne Zweifel oft besseren, vorlies't (das lebendige freie Wort ist als solches

mehr, als das bloße Ablesen des Besten): so wenig darf er es vorziehen, überlieferte Gebete herzulesen, weil sie besser sind, als seine eigenen. Denn ein gelesenes Gebet ist immer nur ein halbes, und wenn wir unsere Liturgen gar zwingen, immer vor der Gemeinde nur Gebete Anderer abzulesen, so ertödten wir den Geist des Gebetes, und berauben die Kirche ihrer besten Kraft. Der Geist des Liturgen soll sich an dem Besten in dem reichen Schatze unsere kirchlichen Gebete unablässig nähren; aber die Gemeinde hat ein Recht, vornehmlich in einer viel bewegten Zeit, zu der Forderung an ihn, daß er selber zu beten verstehe, auch öffentlich vor ihr, und immer in Beziehung auf ihre jedesmaligen Stimmungen und Anliegenheiten. Sie ist zu beklagen, wenn in ihr nie ein freies liturgisches Gebet vernommen werden darf; man verdirbt durch das gebotene Lesen unsere Gottesdienste von Grund aus. Die Würde des liturgischen Gebets, des Höchsten in der Kirche nächst den Sacramenten, fordert einen freien und lebendigen Erguß der Seele; sie verträgt durchaus nicht ein immer wiederkehrendes und starres Einerlei. Die Erfahrung zeigt es klar: die Gemeinden ziehen sich zurück von den abgelesenen Gebeten, und nichts beweis't so deutlich die Urtheilslosigkeit der Zeit in geistlichen Dingen, als der Wahngedanke, der Glaube lasse sich hineinlesen in die Herzen. Man wollte der ungläubigen Predigt ein Gegengewicht anheften in jenen Formularen; aber das Mittel war nicht wirksam, der Versuch mißlang. Der Geist, nur Geist, und gar nicht das Buchstabenwesen, kann das Heilmittel für die Schäden unserer Kirche sein; und wir dürfen den Geist nicht dämpfen, wenn wir Geist begehren: der heilige Geist will freie Bahnen haben, und was nur irgend Geist ist, läßt sich durch keine Formeln bannen.

Nichts im christlichen Gottesdienste ist berechtigt, unbedingt festzustehen, wenn es nicht in der Schrift unmittelbar gegeben ist. Unsere Liturgie soll allerdings auch unveränderliche Bestandtheile erhalten, aber ja Nichts mehr der Art, als das wirklich Nöthige, und darunter nichts, was nicht die Schrift enthielte. Der Gruß des Apostels, das Gebet des Herrn, die Einsetzungsworte bei der Taufe und dem Abendmahl, müssen immer unverändert wiederkehren, und daneben darf es, zumeist in der Umgebung des Sacramentlichen, feste kurze Formeln zum Über-

gange, Ankündigungen und Schlußworte, auch wohl bei Fürbitten eine festgestellte Reihenfolge, und sogar ein kurzes allgemeines Kirchengebet zum Schlusse geben, um hier das Gefühl des Einsseins mit recht vielen Betern anzuregen. In allem Übrigen hat die Agende nur im allgemeinen den Inhalt der liturgischen Verrichtungen, wie deren Reihenfolge, und zwar diese nach dem Gesetze der Einfachheit, anzuordnen. Manche Agenden leiden an dem Fehler einer Überfüllung, und stören dadurch die Einheit der Handlungen*). Der Mittelpunkt des ganzen jedesmaligen Gottesdienstes muß der aus dem Schriftworte abgeleitete Hauptgedanke der Predigt sein; schon das Anfangsgebet soll auf ihn Beziehung haben. Und es ist ein Fehler, vier auch fünfmal in derselben Stunde die Gemeinde zum Gebete aufzufordern. Man kann nicht so beliebig, nach mannichfachen Unterbrechungen, gesetzlich, auf Erfordern der Kirchenordnung, zu dem Höchsten, was wir können, zur Anbetung sich erheben; und mindestens in der Regel sollte dem liturgischen Gebete eine vorbereitende, die Stimmung für dasselbe erweckende einleitende Aufforderung vorhergehen.

In unserem reichen, vornehmlich durch die Überlieferung des Reformationsjahrhunderts angewachsenen Schatze kirchlicher Gebete bildet die Trinitätslehre der alten abendländischen Kirche die Grundlage für die Anrede an Gott und Christus. Wir werden uns wieder dem morgenländischen Gebrauche, welcher die Gebete ausschließlich an den Vater richtete, zu nähern haben. Zu einer Anrufung Christi sind wir freilich um so mehr berechtigt, als für uns seine fortwährende Antheilnahme an den Geschicken seiner Kirche, und die Möglichkeit für ihn, in Gott zu wissen von allem, was irgend Beziehung hat zu seinem Reiche, keinem Zweifel unterliegen darf. Wir haben sogar an einer anderen Stelle**) eingeräumt, daß auch eine Anbetung dem Sohne gebühre; wobei wir freilich verschiedene Stufen und Grade in der Verehrung des Höheren zu unterscheiden haben. Anbetung ist die Vereinigung

---

*) Dies gilt namentlich von den im Hannöverschen seit etwa neunzig Jahren eingeführten sogenannten biblischen Vorlesungen. Man wollte die Schrift wieder den Gemeinden bekannter machen, aber man vergriff sich in der Wahl des Mittels. Auch die dort gleichzeitig eingerichtete Erweiterung der Perikopen hat manches gegen sich, und war nur eine halbe Hülfe.

**) S. oben S. 32.

höchster Ehrfurcht und innigster Liebe; wer könnte sie dem Sohne vorenthalten? Aber die gar keiner weiteren Steigerung fähige anbetende Verehrung, die tiefste Beugung, haben wir dem Vater darzubringen. Erhebung zum Vater durch den Sohn, bleibt das Wesentliche des christlichen Betens; es ist ganz wider Christi Sinn, den Vater zu übergehen beim Anheben des selbstständigen liturgischen Gebets. Dagegen kann in den Collecten, in allen Gebeten, welche sich anlehnen an Voraufgegangenes, die Anrede an den Heiland wohl auch unser Anfang sein. Und so wird sie ebenfalls im Fortgange des kirchlichen Hauptgebetes richtig angewendet. Unsere überlieferten Kirchengebete und Collecten entsprechen im allgemeinen dieser Regel; wo dies nicht ist, läßt sich mit leichter Hand die nöthige Änderung bewirken.

Über alles wichtig ist jetzt die Vermehrung der selbstthätigen Theilnahme der Gemeinde bei der Liturgie. Diese sollte vorwiegend aus Responsorien bestehen: es sollten in ihr die Anreden des Liturgen mit Antworten, Vorlesungen mit dem Gesange einer geeigneten Doxologie, oder eines Amen, seine Gebete mit dem Amen oder Halleluja der Gemeinde wechseln: eine in den Braunschweigischen Agenden in hoher Vollkommenheit vorhandene, in der preußischen, die nur meist dem Chore anheimgiebt, was der Gemeinde in den Mund zu legen war, erstrebte Einrichtung.

Perikopen, nicht eben unabänderlich die in der evangelischen Kirche überall, mit wenig beträchtlichen Abweichungen, bis jetzt üblichen, sondern überhaupt gewählte, auf den Zeitraum eines oder mehrerer Jahre vertheilte, biblische Lesestücke, gewähren einen mannichfachen Vortheil; unentbehrlich sind sie nicht. Die alte Kirche, bei dem großen Mangel an Schriftexemplaren, mußte für umfangreiche biblische Vorlesungen sorgen; zu unserer Zeit sind sie vielleicht mehr dem Wochengottesdienste, als der sonntäglichen Feier angemessen. Freilich findet jetzt hin und wieder kaum diese eine hinlängliche Theilnahme; aber wir hoffen auf eine bessere Zeit, wo wieder täglich, Morgens und Abends, wie in der alten Christenheit, viele zu gemeinsamem Gebete in der Kirche sich versammeln werden; nicht jedesmal dieselben, aber immer die, welche ihr Herz dazu treibt. Die bloße Sonntagsfeier wird bei einem vollen Wiedererwachen des alten frommen deutschen Sinnes nicht genügen in der deutschen Kirche.

Das Festhalten der Perikopen als unveränderlicher Predigttexte hat unsere Predigten hinweggedrängt von dem Hauptinhalte derselben, und jene Künsteleien hervorgerufen, durch welche man Gedanken, die für sich auch nicht von ferne an den Text erinnern konnten, mit demselben in irgend eine äußerliche Verbindung brachte. Vielleicht hat nichts den Predigten empfindlicher geschadet, als unser Perikopenzwang. Und seit Luther und Spener sind die Klagen über die Unzulänglichkeit und theilweise so auffallende Unzweckmäßigkeit dieser sehr zufällig, unter mancherlei Einflüssen, herausgehobenen Textstücke*) so oft vernommen worden, daß sie jetzt nur noch unter den Freunden eines festen Buchstabens in den Ordnungen der Kirche, oder auch einer Bevorzugung der Wundererzählungen in den Predigten, einige Vertheidiger finden. Aber was hilft es, jene Stücke zum Texte zu erheben, wenn der Vortrag sich beliebig von ihrem Inhalte entfernen darf; und muß er nicht diesen endlich hintansetzen, wenn man zwanzig, dreißig Jahre hindurch in der Predigt dieselben Stellen auslegen soll? Überhaupt sollte jeder vorgeschriebene Text den Prediger nur leiten bei der oft schwierigen Textauswahl, nie aber unbedingte Vorschrift sein; und immer ist eine völlige Freiheit in jener Wahl viel besser, als irgend ein unabweislich auferlegter Zwang. Wird nur mehr gethan für die Erziehung unserer Prediger, wie für die Belebung des Wechselverhältnisses zwischen ihnen und ihren Gemeinden, so wird am besten der Geist des Herrn das Weitere verwalten.

Das Amt des Predigers ist vorzugsweise ein Lehramt, und nicht hat er immer nur auszusprechen, oder „darzustellen", was in der Gemeinde schon gilt und lebt; vielmehr soll er ihre Erkenntniß durch Lehre bereichern, und nicht, wie sie es gut findet, sondern gemäß der Pflicht seines heiligen Amtes so, wie der Geist ihn treibt, sie strafen, ermahnen, trösten. Den ganzen göttlichen Rathschluß zu unserer Erlösung, die volle Wahrheit des Wortes Gottes, soll er treulich verkündigen: nach einem Plane,

*) Ich meine die evangelischen Abschnitte; die Epistelterte sind unverkennbar in Beziehung auf jene, wie die jüdischen Haphtharen zu den Paraschen, und meist mit außerordentlicher Bibelkenntniß glücklich gewählt. Die epistolischen Perikopen sind fast alle treffliche Commentare des Apostels zu den in den Evangelientexten enthaltenen Worten oder Thaten des Herrn.

vermöge dessen alljährlich in geordneter Folge alle Grundwahrheiten aufs neue vorgetragen werden. Der Mangel eines festen Lehrplans hat mitgeholfen, unsere Kirchen leer zu machen; so werden sich denn auch wieder regelmäßiger die Hörer finden, wenn der Lehrer eine Regel festhält für den Gang der Predigten. Und nur das, was für alle ist, den Glauben an den Heiland, hat er zu verkündigen, in reicher Mannichfaltigkeit, ohne Einmischung dessen, was seiner Art nach nur einem eigenthümlichen frommen Geschmacke, oder gar der Wissenschaft und Schule angehört. Das Conventikelhafte mancher Predigten verleidet sie der Gemeinde, welche nur das Kernige, Gediegene und Bewährte, das für alle Vollwichtige will; und wie übel paßte zu unseren Kirchen die Beurtheilung alter dogmatischer Lehrformeln, zu deren Verständniß eine dogmengeschichtliche Gelehrsamkeit erfordert wird! In der theologischen Schule soll das Athanasianum und die ganze Dogmatik ihre Stelle finden: der Gemeinde ist gar nicht diese, sondern nur und immer nur die Glaubenswahrheit darzustellen. Aber es ist leicht, jenes Wissenschaftliche, wenn man es erlernt hat, zu besprechen, während der Glaube und die reiche Erfahrung in demselben bisher leider oft vermißt wird bei den Neulingen; gleich jenen Früchten, die der Herr am Frühfeigenbaume vergeblich suchte. Wir haben in der Kirche noch nicht den Glauben hoch genug gestellt, und noch nicht genug des Glaubens Wesen und seine ganze Art gefaßt; aber es ist Zeit, daß wir eine wahre Glaubenskirche werden. Und noch predigen wir nicht genug die Aneignung des Heils, den Weg zur vollen inneren Gerechtigkeit des Lebens, wissen oft nur zu sagen, daß der glaubensvolle Blick auf Christi Kreuz und Tod unsere Hülfe ist im Kampfe mit der Sünde, aber wie in uns die Sünde allmälig entkräftet wird durch unseren Abscheu vor allem dem Bösen, was dem Herrn den Kreuzestod bereitete, durch unser Wohlgefallen an der Schönheit seines Überwindens, durch fortgesetzte Bemühung, die Freude daran festzuhalten, und sie zum herrschenden Gefühl in uns zu machen, durch sie in uns die böse Leidenschaft zu zügeln, und unserem eigentlichen, besseren Ich je mehr und mehr, vermöge vielfältiger Übungen, den Sieg über das Niedere und Schlechte in uns zu bereiten: diese Anleitung, fast das Wichtigste von allem in der Predigt, bleiben viele der Gemeinde schuldig.

Der Form nach darf die Predigt weder nur Unterricht sein, noch sich beliebig ergehen in willkührlicher Ungebundenheit; ihre Form ist die der Rede, die vollkommenste unter allen Arten der Mittheilung des Einzelnen an Viele. Aber weil vormals rednerische Lehrvorträge, die wenig Biblisches enthielten, für Predigten gelten sollten, und manche sie jetzt noch dafür ausgeben, deshalb hat man geglaubt, man müsse jene Form entfernen, und den Vortrag in freie Variationen über einen Bibeltext verwandeln. Den Eingang, welchen man selbst bei dem gewöhnlichsten planmäßigen Gespräche nöthig findet, wirft man hinweg, um dem Textwort, freilich in der Absicht es zu ehren, die Stelle am Anfange, wo es gemeinhin kaum die dürftigste Betonung erhalten kann, und die nur ausnahmsweise die rechte sein wird, anzuweisen, und locker schließt sich alles Folgende daran. Das ist die neue freie Weise, die auch schön ist, wenn sie mit viel Geist verbunden ist, die aber ohne vorzügliche Begabung des Predigers alsbald unerquicklich wird für jeden Denkenden. Die Predigtkunst muß wieder treulich getrieben werden in unserer dem Formlosen so vielfach zugeneigten Zeit. Wenn Geist und Form sich in der Predigt vermählen und durchdringen, dann wird auch unter uns durch sie die Macht des rechten Worts zu rechter Zeit, diese größte geistige Macht, sich reich bewähren. Was jedoch darüber weiter zu sagen wäre, das geht nicht die Kirchenordnung an, und muß einer anderweitigen Erörterung aufbehalten bleiben.

Neben der Predigt bedarf jetzt das Kirchenlied unserer sorgfältigsten Pflege, und dies um so mehr, als sich leider bei manchen unserer evangelischen Mitchristen der Sinn für dasselbe auffällig verloren hat. Unsere deutsche Kirche besitzt ein einzig edles Kleinod in ihrem vornehmlich in der Zeit der Reformation und während des dreißigjährigen Krieges zusammengebrachten Liederschatze; aber wir leiden vielfältig an einer wirklichen Unfähigkeit, seine hohen Vorzüge irgend zu verstehen. Jene begeisterungsvolle, aber viel bedrängte neue Zeit, und jene unglücklichen dreißig Jahre, welche die äußere, wie die geistige Kraft des Vaterlandes brachen, eine Ursache der von da an ungehemmt vorschreitenden Verknöcherung der Theologie, — sie waren beide eine Zeit, die den Geist des gemeinsamen Gebetes weckte, und ihm im Kirchenliede einen zuvor nie erreichten Aufschwung gab. Und noch bis jetzt sind wir

in dieser Gattung der Dichtung unseren Vätern nicht gleichgekommen. Das fromme Lied, wie es den mannichfachen Stimmungen und Lebenslagen des Einzelnen entspricht, ist wieder lieblich, in reicher Fülle, unter uns erklungen; aber eine neue Blüthezeit des Liedes der Gemeinde haben wir noch von der Zukunft zu hoffen. Um so weniger können wir jetzt verzichten auf unsere reiche alte Überlieferung. Weil aber die alten Lieder, ein Eigenthum auch noch der Kirche unserer Zeit und aller Folgezeiten, fort und fort erschallen sollen in unseren Gottesdiensten, deshalb hat man mit Recht immer, obwohl früherhin nicht ohne Ungeschick, eine theilweise Umgestaltung ihrer Formen für erlaubt gehalten. In der That, sie können in ihrer Urgestalt, wie sehr diese der gelehrte Kenner schätzen mag, nicht alle jetzt noch in der Gemeinde Anklang finden; hätte man ihre Umbildung nur nicht in der eben dafür ungünstigen Zeit vor etwa achtzig Jahren unternommen: von daher schreiben sich die zahlreichen Verwässerungen, welche die ursprünglichen Texte zum Theil verdrängten. Wir müssen jetzt wieder auf diese zurückgehen, und jetzt von ihren wirklichen Ungenießlichkeiten sie befreien, jetzt namentlich das unzulänglich Dogmatisirende in ihnen durch einen vollwichtigen, dem Glauben gemäßen Inhalt zu ersetzen suchen. Das Vorzügliche in dieser Hinsicht ist dem Herausgeber des Evangelischen Liederschatzes*) gelungen, und auch die richtigen Grundsätze für die hymnologische Besserung hat man uns überzeugend vorgelegt**). Nur wenige Landeskirchen haben aus diesen neueren Leistungen noch keinerlei Gewinn gezogen, aber ihr Zaudern hat die Schwierigkeiten, die in der großen Verschiedenheit der Wünsche und Anforderungen der Gemeinden liegen, nur vergrößert und vermehrt; sie werden wohlthun, schleunig das Versäumte nachzuholen. Bei dieser Arbeit gehe jede Landeskirche ihren Weg; jede hat andere Überlieferungen, andere Gewohnheiten und Wünsche, und die deutsche Kirche

---

*) Evangelischer Liederschatz für Kirche und Haus. Eine Sammlung geistlicher Lieder aus allen christlichen Jahrhunderten, gesammelt und nach den Bedürfnissen unserer Zeit bearbeitet von M. Albert Knapp. 2 Bände, Stuttgart und Tübingen, 1837.

**) J. P. Lange, in seiner kirchlichen Hymnologie, oder Lehre vom Kirchengesang. Zürich 1843, S. 80 ff.

kann es so wenig hier, als bei der Verfassung und Liturgie, auf eine durchgängige Einerleiheit, oder auf ein starres Abschließen für immer, absehen wollen.

Vielerseits wird jetzt auf die Wiedereinführung des rhythmischen Gesanges in den Kirchen, auch von Kundigen, gedrungen; und wen sollte nicht die Hoffnung, an die Einübung ungesucht die Wiederherstellung der Hausandachten geknüpft zu sehen, einnehmen für den wohlgemeinten Plan. Aber unser ächt deutscher, voller und mächtiger Choralgesang wird sich nicht so leicht verdrängen lassen, und hat doch wirklich, weil er so ganz der Stimmung des Gebetes angemessen ist, die erheblichsten Vorzüge vor jener bewegteren, hüpfenden Weise.

Dagegen ließe sich dem Gemeindegottesdienste durch Vermehrung der Tage erhöhter Feier, ich meine, durch fest bestimmte Zeiten für eine umfangreichere Ausspendung unserer Sacramente und kirchlichen Weihungen, größere Mannichfaltigkeit und Leben geben. Die alte Kirche hatte ihre Taufzeiten im Kirchenjahre: so könnte man auch jetzt wieder gewisse Sonntage durch ein öffentliches Taufen in Gegenwart der Gemeinde auszeichnen. Und so ließen sich auch bestimmte Zeiten für öffentliche Trauungen einführen, neben den schon durch den Gebrauch vorhandenen großen Communiontagen, und neben den Confirmationen. Je mehr es der Feste geben wird, für welche auf eine recht volle persönliche Antheilnahme aller, oder doch recht vieler Mitglieder der Gemeinde zu rechnen ist, um so mehr werden sich leer gewordene Kirchen wieder füllen, und bei allen Empfänglichen das Gefühl und der Eifer für unsere Heiligthümer aufs neue sich beleben.

Die Zukunft unserer Kirche wird größer sein, als ihre Vergangenheit; denn das unsichtbare Reich des Herrn tritt im Laufe der Jahrhunderte immer völliger hervor in die Erscheinung, und enthüllt uns seine wahre Gestalt stets sichtlicher. Nur dürfen wir nicht hoffen, das große Neue, welches jetzt in unserer Kirche sich vorbereitet, sogleich fertig vor uns zu sehen. Wir stehen nur wieder in einem Anfange des Endes, und unser Warten auf ein neues Kommen des Herrn wird sich nicht anders erfüllen, wie das des alten, frommen Simeon, welcher, als er lange still ge-

wartet hatte auf den Heiland, und nun im Tempel ihm begegnete, doch nur ein schwaches, armes Kind erblickte, den Gottessohn in Knechtsgestalt; er selber erfüllt von der Ahnung schwerer Kämpfe, welche das Kindlein künftig zu bestehen haben würde. So ist es auch mit jedem neuen Kundwerden der Herrlichkeit des Herrn und seines Reiches. Sie ist eine innerliche, der Welt verborgen, hienieden immer nur eine Herrlichkeit in Knechtsgestalt. Dies zeigt sich uns auch bei den gegenwärtigen Vorgängen in unserer Kirche. Keinen Zuwachs an äußeren Rechten und Gütern, an äußerem Glanze, erlangt sie jetzt; die frühere Einrichtung sicherte ihr davon mehr, und selbst sehr billige Wünsche, die wir hegten: die neulich schon in Aussicht gestellte Vermehrung der Mittel für die Erziehung unserer künftigen Geistlichen, deren frühe Einführung in eine aushülfliche geistliche Thätigkeit, manche Stiftungen zur Weckung und Pflege eines frommen Christensinnes, scheinen nun hinausgerückt in weite Ferne. Und viele Gefahren umgeben unsere Kirche schon von nahem; Vertheidigungskämpfe, Zerwürfnisse in ihrem eigenen Inneren, stehen ihr bevor. Aber ihre Freiheit, die Vorbedingung jeder ersprießlichen Entwickelung in ihr, ist gerettet; der Geist kann wieder, erlös't von jedem ungerechten Zwange, viel freier, als in den Tagen Luthers, der Apostel, und des Herrn selber, schalten und wirken unter uns. Und nie macht die Kirche Christi größere Erwerbungen, als wenn man sie hindrängt an den Rand des Unterganges*). Nur bedarf es nun einer langwierigen, vielfältigen Arbeit, eines großen Neubaus innen, und dazu ist uns viel Muth, viel Demuth, viel brüderliche Nachsicht aller gegen alle nöthig. Wir haben alle uns über viele Versäumnisse anzuklagen; aber wieder spricht zu uns der Herr: das Alte ist vergangen; siehe, ich mache alles neu! Das Heil des Herrn will wieder eine Rettung der Nationen werden.

Die Menschheit ist nicht schon am Ziele ihrer Entwickelungen, sondern hat von dem, was sie kann und soll, vielleicht erst das Allerwenigste geleistet. Die Kräfte des Menschengeistes, wenn er einmal durch das höchste Wahre bewegt wird in allen seinen Tiefen, gestatten eine unendliche Entfaltung. Ohne Erleuchtung in den letzten Fragen unseres Geistes, ohne Wahrheit in den Din-

*) Ein Ausspruch des römischen Bischofs Hormisdas.

gen des Glaubens, und ohne wahren Glauben an das erkannte Wahre, steht der Geist der Völker still, oder nur Rückschritte erfolgen. Dem Christenthum verdankt unser Welttheil seine überlegene Bildung, seine Weltherrschaft; und wieder die Reformation erhöhte unsere nordischen und deutschen Stämme; der Osten Europas und der Süden blieb zurück. So lange gewinnt kein Volk die volle innere Kräftigung, so lange sein Glaube es festhält in unwürdigem Wahne, oder seine allgemeine Bildung im Widerspruche steht mit seinen religiösen Überzeugungen. Unser Volk, in seiner geistigen Kraft, in seiner Wahrheitsliebe, unternahm und vollführte vor drei hundert Jahren die damals überall in der ganzen Christenheit begehrte Kirchenverbesserung, und durch diese wurde es aufs neue groß in allen geistigen Beziehungen; die bürgerliche Freiheit folgte auf die geistige. Und jetzt, wo auf einmal so vieles neu wird unter uns, jetzt ist es wieder Zeit, in dem, was uns von allem das Höchste ist, in den Dingen des Glaubens und Gewissens, aufs neue voranzugehen; es ist jetzt Zeit, daß wir wieder unsere Glaubenslehre sichten, und alles Wahre darin in vollen Einklang bringen mit unseren gesammten Erkenntnissen und Überzeugungen. Unser Volk muß wieder jetzt aufs neue — und möchte es doch willig dazu entgegenkommen, ohne harter Zuchtmittel zu bedürfen, — aus der Wahrheit und dem heiligen Geiste geboren werden, und neue Macht gewinne unser Christenthum, neue innere Herrlichkeit unsere evangelische, vom Herrn geliebte Kirche.

Man hört es sagen, die Zeiten des Christenthums seien vorüber, eine allgemein menschliche Bildung könne es ersetzen. Aber was man rühmt als diese, ist in seinen edelsten Bestandtheilen nur eine Frucht des Christenthums: schneidet immerhin, wenn es euch so gelüstet, und wenn ihr könnt, den Stamm und seine Wurzeln ab; doch fraget vorher, wie lange ihr von den Früchten werdet zehren können. Nur das ist wahr, daß unsere Kirche bisher den Menschen noch nicht das alles leistete, was sie konnte; daß sie zu ausschließlich auf das Jenseitige verwies, und nicht genugsam einwirkte in die Zustände und Dinge dieses Lebens; aber sie trägt auch noch so viele Kräfte in sich, die bisher kaum erst anfingen, zu wirken.

Nach menschlichem Erachten wäre es besser gewesen, wenn die

große Erneuerung in der Kirche, wie im Staate, vor dreißig Jahren wäre unternommen worden: in jener großen Zeit des Vaterlandes, wo in aller Munde die Worte Gott, König, Vaterland, volle Wahrheit hatten; in seiner Heldenzeit, welche zugleich die seiner höchsten geistigen Blüthe, und seiner frischesten und geistigsten theologischen Erkenntniß war. Jetzt ist so viel Verstimmung, viel Unklarheit und beschränktes Eifern unter uns. Aber doch ist noch Geist und Leben in der Kirche unserer Zeit, und, gedrückt durch manche ihrer Mängel, fühlen wir nur um so tiefer die Unentbehrlichkeit einer gründlichen Abhülfe, und des Eintritts eines wirklich großen Neuen in unser innerlichstes geistiges Leben. Jene Abhülfe und dieses Neue ist ein und dasselbe; es ist die ewig alte Wahrheit von dem alleinigen Heil in Christo, unserem rechten Heilande: die Wahrheit, daß auch in der Kirche nur Einer Meister, Einer Haupt und Herr ist, wir alle aber, als Brüder, durch ihn eins sein sollen in ungefälschter demüthiger und brüderlicher Liebe.

Als vor beinahe fünfhundert Jahren der Kanzler Gerson über die Mittel der Reinigung und Einigung der Kirche schrieb, war jener große Gedanke noch gar nicht in das christliche Bewußtsein eingetreten. In unseren Tagen vernehmen wir ihn überall, nicht nur innerhalb unserer gegen alle menschlichen Anmaßungen ankämpfenden Kirche; es erheben sich laut für ihn auch schon in der älteren katholischen Glaubensgemeinschaft angesehene Stimmen. „Wenn, so sagt ein ehrwürdiger Lehrer jener Kirche*), wenn in Folge eines großen kirchlichen Aufschwungs die christliche Wahrheit in den Gauen unseres Vaterlandes nach ihrer ganzen Tiefe mit Klarheit und Gründlichkeit gelehrt und mit Liebe in die Herzen eingeführt wird, dann liegt zugleich ein Weiteres nahe, was uns leider seit Jahrhunderten gefehlt hat: es liegt nahe, daß die verschiedenen christlichen Bekenntnisse sich einigen, und der deutschen Nation in dieser Einigung ihre wahre Einheit und Stärke wiedergeben. Die Wahrheit nämlich ist nur Eine, und je näher wir daher der Wahrheit kommen, je lebendiger wir uns derselben verbinden, desto näher

---

*) Hirscher, die Nothwendigkeit einer lebendigen Pflege des positiven Christenthums in allen Klassen der Gesellschaft. Tübingen 1848.

kommen wir uns unter einander, desto mehr schließen sich Geist und Herz der bisher Getrennten aneinander an. Von jeher haben alle, welche den Geist Christi hatten, im Umgange sich nahe gefühlt, ob sie auch verschiedenen kirchlichen Bekenntnissen angehörten. Die Vereinigung der getrennten Confessionen in etwas anderem zu suchen, als in dem, worin das Christenthum die ewig Einen und gleichen Bedürfnisse des Menschenherzens befriedigt, ist vergebliche Mühe. Die Leute der bloßen Schule vereinigen sich nie; im Gegentheile, eben sie stören nur den Frieden."

In Christus sind die Gläubigen aller Bekenntnisse, römische Katholiken, Griechen, Evangelische, und alle doch nur Einer; im Glauben an den einen und alleinigen Heiland, sind sie es. Unser Wissen, so lange es Stückwerk bleibt, richtet leicht nur Zwiespalt an; der Glaube und die Liebe einigen. Und nicht das Wissen, sondern das zuversichtliche Ergreifen der Wahrheit und Gnade, die in Christus uns zu Theil geworden ist, die Freude an der Fülle der Gottesherrlichkeit in ihm, die reine und hohe, starke, werkthätige Liebe zu dem wahrhaftigen Erlöser, ist Seligkeit.

Allein bei ihm ist unser volles Heil, und alle Reiche der Welt sind ihm von seinem Vater übergeben.

Druck der Dieterichschen Universitäts-Buchdruckerei.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Redepenning, Ernst Rud.

Vorschläge u. leitende Gedanken zu einer Kirchenordnung für das protestant. Deutschland auf Grundlage der Gesch. u. der Zustände der Gegenwart

Göttingen 1848

H.ref. 306 h
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10450497-4